

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 20.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.....

(Fortsetzung.)

Der Seher Christlieb, der, seit die drei eingetreten waren, mit merkwürdigem Fleiße drauflos gearbeitet hatte, als ob ihn die Sache auch nicht das Mindeste angehe, hielt zum erstenmal in seiner emsigen Thätigkeit inne und schaute sich erleichterten Herzens um. Packer schnurrte wie ein Kater, dem man das Fell streichelt, und Därmig schnitt, sich hinter seinem Manuscript verkrüppelnd, die entsetzlichen Grimassen, um anzudeuten, wie schwer es ihm sei, in diesem interessanten Falle sein Sachverständigenurtheil zurückzuhalten.

Während so sich in der Druckerei die drohende Katastrophe in allgemeines Behagen auflöste, das durch eine beträchtliche Dosis Schadenfreude über das Mißgeschick der Redaktion zwar nicht veredelt, aber doch erhöht wurde, sollte das Gewitter über dem Haupte des Meißelschuldigen zu um so heftigerer Entladung kommen.

Schweder war, grimmer Erbitterung voll, aus der Druckerei sofort nach der Redaktion gegangen, um dort den an dem Druckfehlerübermaß der neuesten Tageskorrespondenten-Nummer Schuldigen zu finden und zur Rechenschaft zu ziehen. Zunächst hatte er sich Herrn Prell kommen lassen. Dieser Journalist von Profession gerirte sich so unschuldig wie ein neugeborenes Kind an dem auch ihm ganz entsetzlich erscheinenden Unheil. Er war am Tage vorher mit tageschriftstellerischen Arbeiten: Artikelschreiben, Korrigiren und Zurechtsetzen eingegangener Korrespondenzen und Mittheilungen, Zusammenstellung der politischen Rundschau u. s. f., derart überhäuft gewesen, daß er nur einige wenige Korrekturfahnen flüchtig überlesen. Die verhängnißvolle Romanfortsetzung insbesondere hatte er garnicht zu Gesicht bekommen. Dagegen hatte Herr Hampel, nach seines Kollegen Prell Versicherung, Zeit in Hülle und Fülle gehabt. Das bißchen Zusammenscheeren von politischen Notizen, Amerika und England betreffend, insgesamt kaum zweidrittel Spalten lang, dann der einzige Artikel über amerikanische Politik, den Hampel selber geschrieben, kaum eine halbe Spalte füllend, und zwei kleine Füllnotizen ins Feuilleton, von denen er die eine, zehn Zeilen lange, aus der englischen Zeitung „Standard“ übersezt und die andre aus einem Kalender von 1844 wörtlich abgeschrieben hatte — das sei — von dem Korrekturlesen abgesehen — Herrn Hampels ganze Tagesarbeit gewesen.

Nach diesem kollegial-freundschaftlichen Bericht des Herrn Prell kam Herr Hampel persönlich an die Reihe.

„Sie haben die Korrektur der heutigen Nummer gelesen?“ fragte der Chefredakteur mit einem Gesicht, wie es der Vorsitzende

eines Inquisitionstribunals gemacht haben würde im Momente der Verurtheilung eines der ewigen Verdammniß werthen Sünder zum Feuertode.

Dem Amerikaner Hampel wurde es denn auch äußerst unheimlich zu Muth und er antwortete stotternd:

„A—allerdings — ich hatte allerdings — das Vergnügen.“

„So — das Vergnügen,“ wiederholte der Chef. „Sie hätten gut gethan, wenn Sie das Korrekturlesen nicht als ein Vergnügen, sondern als eine ernste Arbeit betrachtet hätten. Wollen Sie gefälligst das von mir mit Blaustift Angestrichene einmal laut vorlesen, mein werther Herr — — Hampel.“

Dieser nahm das Blatt und las. Bei dem Hammel wurde er roth, wie ein Mädchen, das den ersten Kuß, oder ein Jüngling, der die letzte Ohrfeige empfängt, und bei der Nachtigall mit Hut und Stod begann ihm kalter Schweiß von der durch das bescheidene Rückwärtskonzentriren des Haarschmuckes auf das Hinterhaupt zu einer spiegelglatten Rutschbahn veredelten Diotenstirn herabzusickern.

Reden konnte er nicht mehr, der Herr Hampel. Die Blamage war wirklich zu groß. Schweder nahm ihm das Blatt wieder aus der Hand.

„Haben Sie etwas zur — Erklärung dieser Ungeheuerlichkeiten zu sagen, Herr?“ herrschte er den Sprachlosen an.

Hampel schnappte nach Luft. „Ich — begreife — nicht, wie so etwas passieren kann,“ preßte er endlich heraus. „Was mich anbetrifft, so war ich gestern den ganzen Tag so — so in Anspruch genommen von dem Gedanken an meinen Artikel, — ich hatte mir soviel Mühe gegeben — —“

Herrn Hampel war im Augenblicke ums Herz — nicht wie einem Schulmeister, sondern wie einem Schulkinde, in dem eine trotz aller Mühe mißglückte Schularbeit das vernichtende Gefühl der eigenen geistigen Schwäche erweckt hat.

„Den ganzen Tag lassen Sie Sich von den Gedanken an einen einzigen Artikel in Anspruch nehmen? — Nun, ich will hoffen, daß dieser Artikel wenigstens ein kleines Meisterwerk geworden ist. Wollen doch einmal zusehen!“

Schweder überflog den Artikel.

Auf einmal erweiterten sich seine Augen, als ob sie den „Tageskorrespondenten“ verschlingen wollten.

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte er. „Sie wollten doch einen politischen Artikel über Amerika schreiben, mein Herr Hampel, wie?“

„A—allerdings,“ bestätigte Herr Hampel. „Da—das habe ich ja auch gethan.“

Schweder sprang von seinem Sessel auf, ballte das Exemplar des „Tageskorrespondenten“, in dem er gelesen, in der Hand zusammen, als ob er eine Kugel daraus kneten wollte, und warf es in hohem Bogen in den entferntesten Winkel seines Redaktionszimmers. Herr Hampel sprang, zu Tode erschrocken, zurück, bis dicht an die Thür, bereit, sofort die Flucht zu ergreifen, wenn die Wuth dieses entsetzlichen Chefredakteurs sich etwa zu der Absicht thätlicher Mißhandlungen steigern sollte. Aber Herr Schweder machte viel kürzeren Prozeß, und er hatte auch auf der Stelle wieder die Herrschaft über sich gewonnen.

„Herr Hampel, Sie sind entlassen,“ sagte er mit eifrig kaltem Tone, der um so schneidiger wirkte, als er mit der vorangegangenen Aufregung auf das allerschärfste kontrastirte. „Lassen Sie sich gefälligst von dem Kassirer einen Vierteljahrsgehalt ausbezahlen und — suchen Sie sich anderswo eine Beschäftigung als in einer Zeitungsredaktion. Leben Sie wohl, Herr Hampel!“

Hampel verschwand schleunigst — ohne eine Silbe der Widerrede.

Sein Chef goß sich aus krystallgläserner Wasserflasche ein großes Bierglas dreiviertelvoll und füllte es dann mit purpurfunktendem Burgunder bis zum Rande, um das Gemisch als Beruhigungsmittel in einem einzigen gewaltigen Zuge bis zur Reige auszutrinken.

Er war grade im Begriff, von neuem Herrn Prell zu sich zu rufen, um sich mit diesem über die durch die sofortige Entlassung Hampels nöthig werdenden Redaktionsmaßnahmen zu verständigen, als ihm der Besuch seines Freundes Sentbeil gemeldet wurde.

Die beiden waren sich noch nicht begegnet, seit der „Tageskorrespondent“ zu erscheinen angefangen hatte. Sie tauschten daher zuerst die auf den Inhalt und den ersten Erfolg des Blattes bezüglichen Fragen und Antworten aus.

„So, dir gefällt der „Tageskorrespondent“? Nun ja! Die heutige Nummer hast du doch auch schon gelesen, wie? Gefällt dir die auch?“

„Ich habe sie in der Tasche; zum Lesen bin ich aber noch nicht gekommen.“

„Lies gefälligst einmal diesen Artikel.“

Sentbeil nahm etwas verwundert das Blatt und las.

„Amerikanische Eisenbahnschwindeleien?“ fragte er. „Ja, was gehen die mich an?“

„Willst du gefälligst vom zweiten Abschnitt an laut lesen?“

„Ich verstehe wirklich nicht recht, indeß, wenn es dir Vergnügen macht, so halte ich dir auch aus deinem eigenen Blatte eine Vorlesung. Also:

„Die unverschämten Schwindeleien dieser Gesellschaft bestanden gewöhnlich darin, daß sich die Geschäftsleitung der Bahn zunächst in den Privatbesitz von irgendwelchen Ländereien setzte, welche von der Bahn nicht allzuweit entfernt waren. Meist wurden Kreaturen der Geschäftsführung als Scheinkäufer vorgeschoben, zuweilen aber ging die Dreistigkeit soweit, dies auch als überflüssig beiseite zu setzen. Hatte man die Ländereien hunderte von Meilen (englischen) in der Tasche, so drückte man mit allen Mitteln den Beschluß durch, eine Bahnlinie durch das angekaufte Territorium hindurchzulegen, und die sauberen Oberbeamten der Bahn traten mit sich selbst oder ihren Helfershelfern in Unterhandlung behufs Ueberlassung der kurz vorher aufgekauften Landstrecken. Natürlich profitirten sie Millionen, um die sie ihre eigene Gesellschaft prellten. Damit aber nicht genug, standen sie und stehen jedenfalls heute noch mit allen Lieferanten der Bahn in geheimer Verbindung und bezogen von diesen für jede Bahnschiene, die geliefert wurde, und für jeden Waggon, kurz für alles, was die Eisenbahn brauchte, ihre kolossalen Prozente, um die natürlich wiederum niemand anders als die Gesellschaft zu kurz kam.“

Herr Sentbeil hielt nachdenklich inne.

„Nun, wie gefällt dir diese journalistische Leistung?“ fragte der Freund.

„Nicht besonders. Ich begreife vor allen Dingen nicht, wie der Verfasser so ganz ohne jede sichtbare Veranlassung in den Tagesereignissen auf die Erzählung so — man kann es nicht leugnen! — fauler Verhältnisse kommt.“

„Der Verfasser ist ein ganz unverantwortlicher Esel,“ entgegnete Herr Schweder, der doch noch nicht ohne heftige Erbitterung von der fatalen Geschichte zu sprechen vermochte. „Ein ganz kolossaler Esel, der absolut nicht weiß, was er schreiben

soll und daher über das erste Beste, wovon er in Amerika einmal hat läuten hören, sein albernes Geschwätz ergießt. Von Zusammenhang mit den Tagesereignissen ist natürlich nicht die Rede —“

„Ich kann jedoch immer noch nicht verstehen, warum du, den ich sonst fast noch nie habe die Ruhe verlieren sehen, dich darüber so aufregen kannst, wie es der Fall zu sein scheint. Die amerikanische Räuber Geschichte geht dich, geht uns doch garnichts an.“

„So, meinst du nicht, daß es z. B. unter den Aktionären unserer Bahn Leute genug geben wird, welche, wenn ihnen die Thatsachen auch gar keinen Anhalt, ja selbst, wenn sie ihnen auch keinen Grund geben, doch auf den Gedanken kommen, bei uns, und vielleicht in nächster Nähe, möchte es ebenso, oder ähnlich wenigstens, hergehen?“

Herrn Sentbeils rundes Gesicht verlängerte sich zusehends.

„Ja, aber ich bitte dich — es kann doch kein Mensch auf den Gedanken kommen —“

Schweder lachte spöttisch. „Warum nicht, mein Lieber? Es hat längst böses Blut gemacht, daß die Kompagnie Sentbeil, Alster, Wichtel, durch Hülfe der Eisenbahn-Verwaltungsräthe Wichtel und Alster und ihres guten Freundes, des Oberbauraths Schneemann, den Löwenantheil der Waggon- und Maschinenlieferungen zc. für die Bahn erhalten hat. Und wenn nun gar die Gesamtheit der Lieferungen — wie ja wohl geplant wird — euch übergeben wird, mein Bester, was meinst du, was die Leute dort, diesen Artikel frisch im Gedächtniß, denken und munkeln, wenn nicht ganz laut auf der Straße ausschreien werden?“

Herrn Sentbeil schien es sehr warm geworden zu sein. Eine dunkle Röthe hatte sich über sein Antlitz verbreitet, und von der Stirn wischte er sich mit dem seidnen Taschentuche den Schweiß.

„Ich versichere dich jedoch, wir müssen die gesammten Lieferungen für die Bahn haben, sonst gehen wir trotz alledem und alledem zugrunde —“

„Eben deshalb. Wie gefällt dir nun von dem Gesichtspunkte aus, den ich dir soeben zu eröffnen das mehr als zweifelhafte Vergnügen hatte, dieses Juwel von Zeitungsartikel?“

„Ja, lieber Schweder, sage du mir nur um Himmelswillen, warum hast du denn diesen Unglücksartikel zur Veröffentlichung kommen lassen?“

„Das wirst du gleich hören.“ Schweder klingelte.

„Ich bitte Herrn Prell, auf einen Augenblick zu erscheinen,“ herrschte er dem zum Redaktionsdiener avancirten Buchhandlungs- laufburschen zu, dessen Amt es war, der Befehle des Chefredakteurs gewärtig zu sein.

Herr Prell, der um diese Zeit in seiner nahegelegenen Wohnung Mittagsruhe hielt, während der Kollege Hampel bis um 5 Uhr nachmittags die einlaufenden dringenderen Arbeiten allein zu besorgen hatte, war in kürzester Frist da. Es mußte wohl, meinte er, eine wichtige Angelegenheit sein, die den Chef veranlaßte, ihn rufen zu lassen.

Schweder begrüßte den Kollegen mit dem allerdings ziemlich mild gehaltenen Vorwurfe, er hätte die Aufnahme des „im höchsten Grade ungeschickten, gänzlich zwecklosen, von vollständiger Unkenntniß der bezüglichen Verhältnisse zeugenden Artikel“ verhindern sollen. Prell war zwar mit seinem „berehrten Kollegen“ über den Werth des Artikels einverstanden, fühlte sich aber, wie immer, durchaus unschuldig, zumal ihm die Berechtigung, eine Arbeit seines Kollegen Hampel zurückzustellen, nicht zuerkannt war.

In der weiteren Verhandlung wurden die Herren durch einen neuen Besuch gestört. Schweder wollte zuerst den Besucher kurzweg abweisen; als er aber auf die Karte geschaut, welche ihm der Redaktionsdiener übergeben, rief er: „Nein, halt, sagen Sie dem Herrn, es wäre mir sehr angenehm.“

Noch ehe Schweder mitgetheilt hatte, wer der Ebenangekommene sei, trat dieser über die Schwelle.

Der alte Herr Klofe, kein anderer war es, kam auf Betreiben Alsters, um sich der Redaktion des „Tageskorrespondenten“ zur Abfassung von Bücherrezensionen, sowie von literar- und kulturhistorischen Notizen und Aufsätzen zur Verfügung zu stellen.

Herrn Schweder erschien er wie gerufen. Jener wußte genug von ihm, um ihn zum großen Erstaunen und nicht grade zum Behagen Prells in höflichster und schmeichelhaftester Weise zu besuchen, in die Redaktion, zum mindesten versuchsweise, einzusetzen. Dabei erzählte Schweder kurz, daß der bisherige dritte Kollege plötzlich seinen Abschied genommen, weil er eingesehen hätte, daß er sich in die redaktionellen Obliegenheiten, unter anderem auch in das Korrekturlesen, nicht so rasch als nöthig einarbeiten könne.

Dem alten Klose trat bei dieser Auseinandersetzung ein Gedanke vor die Seele, der bei ihm schon seit längerer Zeit sich eingenistet hatte und den Inhalt eines Lieblingswunsches bildete, des einzigen im Grunde, der sein anspruchsloses Gemüth befeelte.

Demselben nachgebend, lehnte er in dankbarer Herzlichkeit für die unerwartete Anerkennung seiner schwachen Kräfte, wie er sich ausdrückte, für sich den ehrenvollen Antrag ab, aber an seiner Stelle empfahl er einen andern.

„Ich kenne einen jungen Mann,“ sagte er, „der ganz die Eigenschaften besitzt, welche erforderlich sind, einen Posten auszufüllen, wie mir der zu sein scheint, welchen Sie, geehrter Herr, augenblicklich zu vergeben haben. Zwar ist er kein Publizist von Beruf, aber deren gibt es ja doch bei uns in Deutschland überhaupt nur sehr wenige.“

Herr Prell warf sich, als er das hörte, in die Brust, als ob er sagen wollte: der Mann hat recht, aber die wenigen, die es gibt, die sind dann auch um so besser; hier steht z. B. ein Prachtexemplar. Leider achtete niemand auf Herrn Prells imposante Attitüde, und Herr Klose fuhr unbekümmert fort:

„Dafür hat sich der junge Mann eine garnicht zu verachtende geschichtliche und literarische Bildung erworben, und zwar durch ein mit staunenswerthem Fleiße und Ausdauer betriebenes Selbststudium. Er ist intelligent, schreibt ein korrektes und fließendes Deutsch und findet sich in kleinere journalistische Arbeiten sofort und leicht hinein. Natürlich dürfen Sie Ihre Erwartungen und Anforderungen nicht gleich von vornherein zu hoch spannen. Daß Sie aber zufrieden sein werden, wenn Sie anfänglich ein wenig Nachsicht üben wollen, geehrter Herr Chefredakteur, daß bin ich ganz gewiß.“

Herr Schweder schaute ein wenig zweifelhaft drein, als er sagte: „Der Betreffende müßte vor allen Dingen vorzüglich zu corrigiren verstehen. Denn die höhere — d. h. den schwierigeren Theil der andern Arbeit.“ — Schweder verbesserte sich rasch, weil er Klose, der ja so viele Jahre nichts weiter als Korrektor gewesen war, nicht verlegen wollte, „werden wohl wir, mein Kollege Herr Prell und ich — auf uns nehmen, falls es uns nicht sofort gelänge, eine Kraft, wie Sie, mein bester Klose, für unsre Redaktion zu gewinnen; nicht wahr, Herr Prell?“

Dieser konnte nur durch eine leichte Verbeugung antworten, denn Herr Klose erwiderte sehr eifrig:

„Das trifft sich prächtig! Gerade das Korrekturlesen ist die stärkste Seite meines Schütlings, — so darf ich in gewisser Beziehung den fraglichen jungen Mann wohl nennen. Sogar die in Bezug auf die Korrektur ihrer wissenschaftlichen Werke allerpeinlichsten unter unsern Universitätsprofessoren versichern, daß sie nie ihre Bücher von Druckfehlern freier gefunden hätten, als jetzt, seit Fritz Lauter Korrektor ist bei Gandersberg und Kompagnie. „Ist das,“ setzte der alte Herr gutmüthig lächelnd hinzu, „war für mich keine besondere Schmeichelei, aber — es ist kein übertriebenes Selbstlob, wenn ich sage: ich war auch der ungeschickteste noch lange nicht als Korrektor.“

„Ah, Fritz Lauter meinen Sie!“ Herr Schweder war einigermaßen überrascht. „Von dem jungen Menschen scheint alle Welt — soweit die Welt ihn kennt! — merkwürdig hohe Begriffe zu haben. Daß er ein guter Korrektor, sagte mir heute erst wieder Gandersberg — ich weiß nicht mehr zum wievieltenmale. Nun, wenn Sie meinen, daß dieser Lauter anständig und ausbildungsfähig ist, so könnten wirs mit ihm versuchen. Einverstanden, Herr Kollege?“

Kollege Prell wußte zu gut, daß er bei derartigen Anstellungen eigentlich gar nicht mitzusprechen habe, um nicht bereitwillig seine Zustimmung zu versichern. Und so war denn im Handumdrehen Fritz Lauters Einsetzung als Hilfsredakteur beim „Tageskorrespondenten“ beschlossene Sache. Schweders Bedenken, Gandersberg werde seinen Korrektor wahrscheinlich überhaupt, jedenfalls aber nicht so knall und Fall verlieren wollen, ward von dem alten Herrn Klose beschwichtigt, der ganz entzückt war, seinem Fritz Lauter zu raschem Emporkommen, wie er hoffte und glaubte, behülflich sein zu können. Herr Gandersberg sei ein viel zu edler Mann, um einem jungen Menschen, den er seiner trefflichen Eigenschaften wegen schätze, gewissermaßen die Karriere zu verderben. Und bis sich ein tüchtiger Ersatz für Lauter fände oder bis er, was er allerdings gar nicht besorge, aus der Redaktion wieder in die Druckerei zurückkehre, wolle er, Klose, herzlich gerne wieder einmal zur Fahne der Korrektur schwören.

Schweder erklärte, damit sei allerdings alles in Ordnung, und ersuchte Herrn Klose, den jungen Mann, den nach seiner Ein-

willigung zu fragen, der Herr Chefredakteur nicht im geringsten nöthig fand, von seiner Anstellung als Hilfsredakteur zu benachrichtigen.

„Sonderbarer Kauz, dieser Alte,“ brummte Herr Prell vor sich hin. „Wird auf seine alten Tage noch einmal Korrektor, trotzdem er Schriftsteller von Profession ist, um einen Korrektor von Profession zum Schriftsteller, wenigstens zu einer Art davon,“ fügte der fachkundige Herr im stillen dazu, „zu machen.“ Uebrigens war er nicht nur äußerlich einverstanden. So ein junges, unerfahrenes, arbeitsames Kerlchen kann ein routinirter Journalist und an Dreistigkeit nichts zu wünschen übrig lassender Residenzler, der im Ausnützen fremder Arbeitskraft eine staunenswerthe Fertigkeit hat, stets auf das beste gebrauchen.

Herr Sentbeil hatte an der ganzen Szene wenig oder gar keinen Antheil genommen. Nur soviel leuchtete ihm ein, daß den sehr zu unrecht kommenden Artikel und wohl auch noch andere Ungeschicklichkeiten, wenn nicht etwa Bosheiten, das bisherige Redaktionsmitglied verschuldet habe, für das sich Schweder jetzt um Ersatz bemühte.

Schweders Energie imponirte ihm dabei wie immer. Die ganze Angelegenheit würde ihm bei den mannichfachen Sorgen, welche ihn drückten, übrigens in der That außerordentlich fatal geworden sein, wenn er sich nicht auf Schweders, wie er meinte, unübertreffliche Gewandtheit, alle Schwierigkeiten und Verlegenheiten schließlich doch zu besiegen und zu seinem und seiner Freunde Besten zu lehren, felsensfest verlassen hätte.

Aber er bedurfte noch in tausend anderen Dingen den Rath und die Hilfe seines Freundes. Daher war er froh, als die Redaktionsfrage ihre Erledigung gefunden hatte und sich kurz nachher auch die Herren Prell und Klose entfernten und Schweder ihm gestattet, sein Herz auszuschütten, nachdem er ihm noch mitgetheilt, er werde in der nächsten Nummer mit der Namensunterschrift des Hampel das Publikum wegen der lächerlichen Druckfehler — von denen Herr Sentbeil jetzt zum erstenmale etwas hörte — um Entschuldigung bitten und erklären lassen, daß in diesem einen Falle, dessen Wiederkehr durch geeignete Maßnahmen unmöglich gemacht sei, momentane Arbeitsüberhäufung eine sorgfältige Korrektur unmöglich gemacht habe.

„Und nun, lieber Sentbeil, heraus mit dem, was du mir zu sagen hast. Es sieht mir nicht aus, als ob es viel Ergötzliches sei. Was du mir vorhin über euer Geschäft mittheiltest, wußte ich allerdings lange. Wie kann geholfen werden und was gibt's noch — das ist die Frage!“

Die Auseinandersetzung des Herrn Sentbeil dehnte sich zu einem stundenlangen Vortrage aus, dessen wesentlichster Inhalt darin bestand, daß das im Besitz der Gesellschaft Alster, Wichtel, Sentbeil befindliche Fabriketablissemment nicht nur sich immer noch nicht rentire, trotz der paarmal hunderttausend Thaler, welche in den letzten zwei Jahren noch hineingesteckt und zur Anknüpfung von Geschäftsverbindungen in aller Herren Länder benutzt worden seien, sondern daß die Möglichkeit, es rentabel zu machen, infolge der kolossalen Kapitalanlagen, die es verschlungen hätte, heute ferner gerückt erscheine, als je. Dazu käme, daß Alster, der allgemach weitaus das meiste Geld dem gemeinsamen Geschäft anvertraut habe, seine anfangs unerschütterliche Zuversicht bezüglich der baldigen Prosperität des Etablissements schon ziemlich verloren habe. Selbst seine Zuneigung zu Schweder scheine im Wanken oder vielleicht gar im Schwinden zu sein. Er müsse einen geheimen Groll gegen Schweder hegen; und das sei sehr zu bedauern, weil Schweder derjenige gewesen, welcher die in ihren Interessen und Neigungen doch nur äußerlich Verbundenen zu gemeinschaftlichem Handeln zusammengehalten habe. Würde Schweders Einfluß sich eines Tages als machtlos erweisen, so wisse er, Sentbeil, nicht, wie das Bündniß weiterbestehen könne; dann würde die alte, tiefinnerliche Abneigung zwischen Alster und den Wichtels einen gewaltigen Bruch nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich und unvermeidlich machen, und damit falle das Geschäft, damit falle nicht nur er, sondern wahrscheinlich auch die Wichtels, und Alster wäre vielleicht, aber auch nur vielleicht, der einzige, welcher mit furchtbarem Verlust über den gänzlichen Ruin glücklich hinwegzukommen vermöchte. Was ihn selbst beträfe, so bleibe ihm absolut nichts andres übrig, als eine Angel vor den Kopf; alle seine Hilfsquellen seien erschöpft bis auf den letzten Tropfen, viel schlimmer noch als vor zwei Jahren. Der garnicht innehaltende Niedergang aller Geschäfte habe sich wie ein Alp gelegt auch auf seine und seiner Geschäftsgenossen riesenhafte Anstrengungen, in die Höhe zu kommen, und

sich auf der Höhe zu erhalten. Es gälte also, die Büchse ins Korn werfen oder einen letzten Verzweigungskampf. . .

Als Herr Sentbeil soweit gekommen, legte ihm sein Freund Schweder, dessen große dunkle Augen seltsam glänzten, die Hand auf die Schulter: „Ruhe, Kaltblütigkeit,“ sagte er mit gedämpfter, aber wie immer energievoll klingender Stimme. „Bis jetzt habe ich die Sache immer noch als Spiel betrieben, obgleich ich alle Vorbereitungen zu ernsterem Eingreifen getroffen habe. Ich werde dich also nicht verlassen, Sentbeil. Zunächst brauche ich vierundzwanzig Stunden Zeit zur Ueberlegung, — wenn ich dann den Moment gekommen erachte, den Verzweigungskampf, wie du es nennst, aufzunehmen, oder, wie ich die Sache auffasse, die letzten, den endgiltigen Sieg an unsere Fahnen fesselnden Schläge zuthun, — dann werde ich wieder das Kommando übernehmen, und dann . . .“

Schweder hielt inne; Sentbeil athmete auf. „Dann,“ ergänzte er seines Freundes Worte, „werden wir siegen. Ja, Schweder, das hoffe ich, das glaube ich. Was du willst, das kannst du. Wenn ich den Glauben an dich nicht hätte, ich wäre längst toll geworden in all' dem unjäglichen geschäftlichen Wirrwarr, alle die tausend unerhörten Schwierigkeiten, die sich immer aufs neue der Erfüllung jener der einst gehegten Hoffnung in den Weg gethürmt haben, der Hoffnung, mich bald in die glücklich ruhige Position eines wohlhabenden Rentiers hineinzuarbeiten.“

Um Schweders Mundwinkel zuckte wieder das altbekannte geringische Lächeln. Die glücklich ruhige Position eines wohlhabenden Rentiers war sein Strebenziel nicht. Indes reichte er dem ihm blindlings vertrauenden Freunde die Hand. Sie konnten jeder den andern brauchen — das gab einen besseren Kitt als die Freundschaft.

Während der nächsten Wochen entwickelte Herr Schweder eine fieberhafte Thätigkeit. Er bekümmerte sich um alle Angelegen-

heiten, welche mit der Redaktion des „Tageskorrespondenten“ in irgendwelcher Beziehung standen. Keine Zeile gelangte zur Ver-



öffentlichung, die er nicht vorher gelesen hatte; gewöhnlich las er nach der dritten Korrektur, kurz bevor die fertige Druckform

in die Maschine kam, das ganze Blatt noch einmal vom ersten bis zum letzten Buchstaben und merzte rücksichtslos alles aus,

der alte Herr Klose hatte recht gehabt — Fritz Lauter war ein vorzüglicher Korrektor; der Satz, den er zweimal gelesen hatte,



Stich im Kampfe mit Wölfen. (Seite 239.)

war sicherlich von allen Fehlern gesäubert, und dabei las er so rasch, daß er zu den „höheren“ Redaktionsarbeiten, wie Herr Schweder zu sagen pflegte, noch sehr viel Zeit übrig behielt. Zu Anfang bekam der „junge Mann“ — so wurde Fritz Lauter von dem Chefredakteur und auch von dem ihm getreulich nachahmenden Kollegen Prell genannt — wichtigere Arbeiten, bei denen er einen bedeutenderen Grad von Leistungsfähigkeit hätte zeigen können, nicht in die Hand. Prell gab ihm Artikel aus anderen Zeitungen und aus den autographirten Korrespondenzen, die seiner höheren journalistischen Einsicht des Abdrucks würdig schienen, zum Kürzen oder machte ihm Notizen dazu, nach denen der junge Mann die bezeichneten Notizen zu ergänzen oder umzuarbeiten hatte. Natürlich hatte der routinirte Kollege an Fritz Lauters primitiven Publizistenleistungen mancherlei zu mäkeln; insbesondere fand er fast regelmäßig, daß es nicht „pitant“ genug wäre, was Fritz geschrieben hatte; sodas er sich genöthigt sah, hier und da „Lichter aufzusetzen“, wie er das Einstreuen von Kalauern und giftigen Bemerkungen, die Fritz Lauter häufig ganz unmotivirt erschienen, zu nennen pflegte.

Bald aber entdeckte Prell, daß der junge Kollege doch noch zu Besserem zu gebrauchen war.

Ein, zwei Wochen lang hatte ersterer garnicht für nöthig gehalten, daß Lauter die fremden Zeitungen zu andern Zwecken, als zu jenen Kürzungsarbeiten unter die Hände bekäme. Trotzdem aber mußte er bemerken, daß dieser kein Schnitzel bedrucktes Papier, das er erlangen konnte, ungelesen ließ. Das veranlaßte ihn eines Tages, Fritz Lauter einen Stoß Zeitungen zu überwas ihm beachtenswerth (Fortsetzung folgt.)

was ihm nicht recht oder seinen Zwecken entgegen zu sein schien. Druckfehler brauchte er übrigens nicht mehr zu befürchten, denn

geben mit der Weisung, er möge das, vorkäme, zur Benutzung anstreichen.

Das neue Recht im neuen Reich.

Von P. P.

IV.

Strafprozeßordnung.

Bei Besprechung des Gerichtsverfassungsgesetzes haben wir kennen gelernt, welche Gerichte thätig werden und wie ihre Kompetenz sich gegenseitig abgrenzt. Wir sahen, daß in erster Instanz neben einander, je nach der Schwere der abzuurtheilenden Vergehen, Schöffengerichte, Landgerichte und Schwurgerichte arbeiten. Wir hießen es willkommen, daß zwei dieser Gerichte, die Schöffengerichte und Schwurgerichte, das Laienelement zum Richteramt mit heranzogen und daß das Hauptverfahren dem Grundsatz der Oeffentlichkeit unterworfen ist. Machen wir uns heute mit dem Verfahren selbst im einzelnen Fall bekannt:

Zunächst begeben uns dabei die Frage, von welchem Gericht muß ich Recht leiden? Es ist das die Frage nach dem Gerichtsstand. Die Strafprozeßordnung stellt zwei Gerichtsstände für jeden einzelnen Verbrecher kumulativ neben einander dargelegt auf, daß es dem Ankläger die Wahl zwischen denselben läßt. Das ist der Gerichtsstand der begangenen That und der Gerichtsstand des Wohnsitzes. Die früheren Strafprozeßordnungen kannten diese Gerichtsstände auch, doch stellten sie sie in ein anderes Verhältnis zu einander. Da war der Gerichtsstand der begangenen That der primäre, der des Wohnsitzes nur in Fällen gegeben, wo ein Gerichtsstand der begangenen That nicht begründet war. Diesen eventuellen Charakter trägt nach der deutschen Strafprozeßordnung der dritte Gerichtsstand der Ergreifung. Für strafbare Handlungen auf einem deutschen Schiffe im Ausland oder in offener See ist dasjenige Gericht zuständig, in dessen Bezirk der Heimathshafen oder derjenige deutsche Hafen liegt, welchen das Schiff nach der That zuerst erreicht. Deutsche, welche das Recht der Exterritorialität genießen, sowie die im Ausland angestellten Beamten des Reichs oder der Bundesstaaten haben ihren Gerichtsstand an dem Wohnsitz, welchen sie an Heimathstadt haben, in Ermangelung eines solchen in der Hauptstadt ihres Heimathstaates. Endlich ist für zusammenhängende Strafsachen, welche einzeln zur Zuständigkeit verschiedener Gerichte gehören, ein Gerichtsstand bei demjenigen Gericht begründet, welche für eine derselben zuständig ist. Der Einwand der örtlichen Unzuständigkeit des Gerichts muß vom Angeklagten geltend gemacht werden, und zwar kann dies bloß bis zum Schlusse der Voruntersuchung oder, wenn eine solche nicht stattgefunden hat, bis zur Verlesung des Verweisungsbeschlusses in der Hauptverhandlung geschehen.

Von der größten Bedeutung im Strafverfahren ist selbstverständlich das Institut der Staatsanwaltschaft. Die deutsche Strafprozeßordnung hat, wie schon früher erwähnt, das sogenannte Offizialprinzip adoptirt, und verpflichtet deshalb den Staatsanwalt zum Einschreiten in jedem Falle, in welchem er von einer strafbaren Handlung Kenntniß erlangt. Der Staatsanwalt ist in allen Stadien der Untersuchung thätig. Die deutsche Strafprozeßordnung hat insofern eine Neuerung, wenigstens für Sachsen, getroffen, als sie auch bei den Amtsgerichten öffentliche Ankläger, hier Staatsanwälte genannt, kennt. Nicht gegen alle Vergehen schreitet der Staatsanwalt als öffentlicher Ankläger ein. Die Strafprozeßordnung gestattet auch die Privatklage, und zwar für Verfolgung der Beleidigungen und Körperverletzungen, soweit diese Vergehen auf Antrag zu verfolgen sind. In diesen Fällen ist es Aufgabe der Verletzten, die Anklage zu erheben und zu verfolgen. Der Staatsanwalt wird nur thätig, wenn das öffentliche Interesse dabei engagirt ist, z. B. bei durch die Presse begangenen Beleidigungen.

Uebrigens kennt die deutsche Strafprozeßordnung im gewissen Sinne die subsidiäre Privatklage. Jeder, dessen berechtigte Interessen durch eine Strafthat verletzt sind, hat zunächst, wenn er die Bestrafung des Thäters herbeiführen will, Anzeige von der Strafthat bei der Staatsanwaltschaft zu machen; lehnt diese die Verfolgung in allen Instanzen ab, so hat der Verletzte das Recht, auf gerichtliche Entscheidung anzutragen. Ueber diesen Antrag entscheidet das Oberlandesgericht, beziehungsweise Reichsgericht. Erachtet dasselbe den Antrag für begründet, so hat der Staatsanwalt nunmehr unweigerlich die Anklage zu erheben; dafern die strafbare Handlung gegen sein Leben, seine Gesundheit, seine Freiheit, seinen Personenstand oder sein Vermögensrecht geht,

kann der Verletzte sich dem Strafverfahren als Nebenkläger anschließen und zu seinem Theil zur Ueberführung der Angeklagten beitragen. Große praktische Bedeutung wird diese subsidiäre Privatklage schon um deswillen nicht gewinnen, weil dem Privatkläger von vornherein die Bestellung einer Kaution angefohlen werden kann.

Gegenüber der Anklage ist der Vertheidigung zu gedenken. Die Strafprozeßordnung unterscheidet zwischen dem bestellten und gewählten Vertheidiger. Gewählter Vertheidiger ist der vom Angeklagten selbst berufene, bestellter der vom Gericht gesetzte Vertheidiger. Als Vertheidiger gewählt kann jeder bei einem deutschen Gerichte zugelassene Rechtsanwalt, sowie ein an einer deutschen Universität angestellter Rechtslehrer werden. Andere Personen können als Vertheidiger nur mit Genehmigung des Gerichts gewählt werden. Dagegen können bestellt werden als Vertheidiger nur die am Orte des Gerichts wohnhaften Rechtsanwälte, ferner andere nicht als Richter angestellte Justizbeamte, und die nach bestandener erster Prüfung im Justizdienst beschäftigten Referendare, gleichviel ob sie zwei Jahre schon im Vorbereitungsdienst waren oder nicht. Ein Vertheidiger kann in jeder Lage des Verfahrens gewählt, wie auch schon im Vorverfahren bestellt werden.

Die Strafprozeßordnung unterscheidet ferner zwischen nothwendiger und nicht nothwendiger Vertheidigung. Nothwendig ist die Vertheidigung für die vor das Reichsgericht in erster Instanz gehörigen Sachen und für die schwurgerichtlichen Sachen unbedingt, für die vor dem Landgericht in erster Instanz zu behandelnden dann, wenn entweder der Angeklagte taub, stumm oder noch nicht sechzehn Jahre alt ist, oder aber, wenn ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet, und der Beschuldigte oder dessen gesetzter Vertreter die Bestellung eines Vertheidigers beantragt. Das Gericht kann überdies in andern Fällen, und zwar sowohl auf Antrag als auch von Amtswegen einen Vertheidiger dann bestellen, wenn es im Interesse der Untersuchung liegt.

Die Nothwendigkeit der Vertheidigung beginnt mit der Eröffnung des Hauptverfahrens und beschränkt sich zunächst auf die erste Instanz.

Die Befugnisse des Vertheidigers vor der Hauptverhandlung bestehen vornehmlich in Einsichtnahme der Akten, schriftlicher Korrespondenz und mündlicher Unterredung. Solange jedoch das Hauptverfahren noch nicht eröffnet ist, kann der Richter schriftliche Mittheilungen zurückweisen, falls deren Einsicht ihm nicht gestattet wird, und bei Unterredungen zwischen dem Angeklagten und Vertheidiger verordnen, daß eine Gerichtsperson denselben beiwohnt, falls der Angeklagte nicht lediglich wegen Fluchtverdachts in Haft ist; diesfalls ist ihm der Verkehr mit seinem Vertheidiger unbeschränkt gestattet. Die Befugniß der Akteneinsicht steht dem Vertheidiger nach dem Schluß der Voruntersuchung oder, wenn eine solche nicht stattgefunden, nach Einreichung der Anklageschrift bei dem Gericht unbeschränkt, vor diesem Zeitpunkt nur insofern zu, als dies ohne Gefährdung des Untersuchungszweckes geschehen kann. Unter keinen Umständen darf ihm aber die Einsicht der Protokolle über die Vernehmung des Beschuldigten, die Gutachten der Sachverständigen und die Protokolle über diejenigen gerichtlichen Handlungen, denen der Vertheidiger beiwohnen befugt ist, z. B. Augenschein, verweigert werden.

Diese Befugnisse stehen selbstverständlich sowohl dem bestellten als dem gewählten Vertheidiger zu. Der Hauptunterschied zwischen diesen beiden liegt anderswo: auf dem ganz gemeinen Gebiete der Bezahlung derselben. Der bestellte Vertheidiger erhält seine Kosten aus der Staatskasse vergütet, der gewählte nicht; letzterer mag sehen, ob er vom Angeklagten seine Kosten erlangen kann. Das ist einer der wundesten Punkte der deutschen Strafprozeßordnung. Diese Bestimmung ist geeignet, das ganze und so überaus wichtige Institut der Vertheidigung illusorisch, zu einer Farce zu machen.

Jedem, der den Konsequenzen dieser Bestimmung nachgeht, wird es nicht entgehen, daß dadurch die Vertheidiger in eine Abhängigkeit der Richter gerathen, der Richter, deren Uebergriffen und Ungefehllichkeiten der Vertheidiger entgegenzutreten soll. Selbstverständlich wird der Richter Vertheidiger, welche die Rechte des

Angeklagten auch dem Gericht gegenüber zu schützen wagen, einfach nicht bestellen, sondern sich willfährige Kreaturen, welche ihn frei schalten und walten lassen, aussuchen. Selbständige Bertheidiger werden aber sehr oft die Wahl des Angeklagten ablehnen, weil der Angeklagte ein Habenicht's ist und die Bertheidiger begreiflicherweise nicht umsonst oft tagelang in Hauptverhandlungen sitzen wollen, dies oft auch nicht können.

Die Regelung der Kostenfrage der Bertheidigung ist also offenbar ein Krebsgeschaden der Strafprozeßordnung und kann nicht tief genug beklagt werden.

Der Strafprozeß kann in vier Stadien eingetheilt werden. So unterscheidet man das Ermittlungsverfahren, auch das Stadium der gerichtspolizeilichen Vorerörterungen, genannt die Voruntersuchung, das Hauptverfahren und die Strafvollstreckung. Die deutsche Strafprozeßordnung faßt das Stadium der gerichtspolizeilichen Vorerörterungen und die Voruntersuchungen unter dem Ausdruck Vorverfahren zusammen.

Die gerichtspolizeilichen Vorerörterungen werden geleitet vom Staatsanwalt. Er bildet den Mittelpunkt derselben. Seine Hilfsbeamten sind die Polizei- und Sicherheitsbeamten. Er handelt selbständig, und nur gewisse Handlungen, z. B. eidliche Vernehmungen, darf er nicht vornehmen, sondern muß dazu den Richter requiriren. Der zu requirirende Richter ist in diesem Stadium stets der Amtsrichter. Dabei hat die Strafprozeßordnung den wichtigen Grundsatz aufgenommen, daß die von der Staatsanwaltschaft oder einer Polizeibehörde aufgenommenen Protokolle in der Hauptverhandlung keinerlei Beweiskraft haben und insbesondere nie zur Verlesung gelangen dürfen. Eine Verhaftung des Beschuldigten kann im Ermittlungsverfahren der Staatsanwalt, bez. die Polizei- und Sicherheitsbeamten, aus eigener Machtvollkommenheit nicht verfügen; eine Verhaftung ist in der Regel nur zulässig auf Grund eines vom Amtsrichter auf Antrag der Staatsanwaltschaft erlassenen Haftbefehls. Eines solchen

bedarf es jedoch nicht, wenn jemand auf frischer That betroffen wird und der Flucht verdächtig ist oder seine Persönlichkeit nicht festgestellt werden kann, endlich, wenn thatsächlich die Voraussetzungen eines Haftbefehls gegeben sind und Gefahr im Verzuge ist. Doch ist der solchergestalt Festgenommene unverzüglich dem Amtsrichter des Bezirks, in welchem die Festnahme stattfand, vorzuführen. Dieser hat den Festgenommenen spätestens am Tage nach der Vorführung zu vernehmen und zu prüfen, ob die Festnahme gesetzlich gerechtfertigt werden kann. Ist letzteres der Fall, so hat derselbe einen Haftbefehl zu erlassen, auf Grund dessen der Beschuldigte allein in Haft behalten werden kann. Dieser Haftbefehl ist wieder aufzuheben, wenn der Staatsanwalt es beantragt oder wenn nicht binnen einer Woche nach Vollstreckung des Haftbefehls die öffentliche Klage erhoben und die Fortdauer der Haft von dem zuständigen Gericht angeordnet ist und letzteres zur Kenntniß des Amtsrichters gelangt ist. Eine Verlängerung dieser einwöchigen Frist um weitere acht Tage und, wo es sich um ein Verbrechen oder Vergehen handelt, eine nochmalige Verlängerung um vierzehn Tage ist zulässig.

Das Ziel dieser gerichtspolizeilichen Vorerörterungen ist, dem Staatsanwalt die Entscheidung darüber zu ermöglichen, ob ein begründeter Verdacht einer strafbaren That vorliegt oder nicht. Gewinnt die Staatsanwaltschaft diese Ueberzeugung nicht, so verweigert er aus eigener Machtvollkommenheit die Einstellung des Verfahrens. Davon, daß dies geschehen sei, muß er den Beschuldigten in Kenntniß setzen, wenn dieser vom Richter als Beschuldigter vernommen oder ein Haftbefehl gegen ihn erlassen war. Sollte gegebenen Falls der in seinen berechtigten Interessen durch die That Geschädigte sich durch diesen Einstellungsschluß beschwert fühlen, so steht ihm zunächst der Beschwerdeweg gegen den Staatsanwalt an den Vorgesetzten offen. Bleibt dieser ohne Erfolg, so kann er auf gerichtliche Entscheidung provociren (siehe oben das über die subsidiäre Privatklage Gesagte).

Der Geheimmittelschwindel.

Von Emanuel B.

(Fortsetzung.)

Rheumatismus und Gicht sind Plagen der begüterten Menschheit, denen die Wissenschaft noch ziemlich machtlos gegenüber steht; sie liefern also einen günstigen Boden für unternehmende Geister. Die Natur beider Leiden ist noch in Dunkel gehüllt, bei Gicht ist nachgewiesen, daß ein Ausscheidungsprodukt unseres Organismus, die Harnsäure, sich in großer Menge in den kranken Gliedmaßen anhäuft. Eine Heilung ist nur durch eine angemessene Diät, auch durch Brunnenturen zu erzielen. Spezifische Heilmittel sind noch nicht bekannt; eine alkoholische Lösung aus den Samen und Knollen der Herbstzeitlose, *Colchicum autumnale*, bereitet, wurde lange Zeit für günstig wirkend gehalten, hat jetzt aber ihren Ruf verloren. Gegen den akuten Gelenkrheumatismus wird in neuester Zeit der innere Gebrauch von Salicylsäure als ein fast untrügliches Mittel von den Ärzten vielfach verordnet, gegen chronischen Muskelrheumatismus sind Senfteige, spanische Fliegenpflaster, Einreibung die Haut reizender Mittel, wie Kampferspiritus, flüchtiges Liniment (Salmiakgeist mit Provencerröl), auch Einreibungen mit Quecksilber- und Jodkaliumjale angewendet worden; bei Muskelrheumatismus scheint die Anwendung von Elektrizität günstige Erfolge zu erzielen. Im allgemeinen kann man jedoch sagen, daß diese Krankheiten weniger durch äußere Mittel als hauptsächlich durch Beseitigung der muthmaßlichen inneren Störungen des Körpers zu heben sind und daß nur ein Arzt die hierzu erforderlichen Verhaltensmaßregeln angeben kann. Der Geheimmittelschwindel, welcher von unwissenden Spekulanten getrieben wird, hat die erwähnten, auch in der medizinischen Praxis nach Maßgabe des Falls angewendeten Mittel unter volltönenden Namen in mannigfachen Variationen auf den Markt gebracht. In welcher Weise die von der Wissenschaft geförderten Resultate benutzt werden, charakterisirt sich am besten durch die weitverbreiteten Rheumatismusketten von J. T. Goldberger in Berlin. Diese aus Zink und Kupfer verfertigten Ketten, deren Schluß durch ein mit Zink- und Kupferpäpnen gefülltes Glasröhrchen gebildet wird, sollen um den Hals auf bloßem Leibe

getragen werden, so daß das Glasröhrchen auf der Wirbelsäule oder der Herzgrube oder auch auf dem schmerzhaften Theile zu liegen kommt. Ihre Heilkraft sollte angegebenermaßen durch elektrische Einwirkung auf den Körper verursacht werden; Heidenreich hat nun gefunden, daß diese Ketten für sich gar keinen elektrischen Strom entwickeln, und glaubt demnach, daß ihre ganze Wirksamkeit nur auf einen Nizel der Haut und auf Einbildung beruhe. Ihr Preis ist 1 Mk. 60 Pf. bis 4 Mk. 52 Pf. Ueber Goldberger erzählt man sich folgendes: Es stellte ihn jemand zur Rede, wie er solches Zeug verkaufen könne, das doch gar nichts helfe. „Was“ antwortete er, „nichts helfen? Mir haben sie geholfen,“ und klopfte sich schmunzelnd auf die Taschen.

Von den kurrirenden Geheimmitteln sind anzuführen:

Universalmittel gegen Rheumatismus von Dr. D. Besser in Berlin, nach Schädler ein großes Pulver aus Bernstein, Weihrauch, Lavendelblumen, Chamillen und Wachholderbeeren. Universalmittel von L. Fanke in Berlin besteht nach demselben aus Küßöl, Petroleum, Terpentinöl und Wachholderöl. Die Flasche kostet 3 Mk., Materialwerth 30 Pf. Rheumatismus-Extrakt von Jof. Böhlen in Vaireuth enthält Chloroform, Terpentinöl, Petroleumäther, Kampfer, Senföl und ist mit Anilin roth gefärbt. Rheumatismus-Pommade von J. Brause in Berlin besteht aus Seife, Kampfer, Spiritus, Salmiakgeist, Thymianöl. Fast ebenso zusammengesetzt ist Anodin von Ernst Müller in Berlin. Die Rheumatismussalbe von Hungerford in Berlin wird aus Kampfer, Karybolsäure und Wachssalbe bereitet. Die Antirheumatischen Tropfen von Koll in Amsterdam enthalten einen aus der sehr giftigen Pflanze Eisenhut (*Aconitum Napellus*) bereiteten spirituellen Extrakt, welcher früher bei akutem Gelenkrheumatismus verordnet wurde, ferner Queckenerextrakt und Opium. Durch seine arge Klame bekannt ist der Balsam Bilfinger, eine braunrothe Flüssigkeit, die nach Schädler aus schwarzer Seife, Kampferspiritus, Salmiakgeist und Papritatintur (spanischem Pfeffer) besteht. Ihr Preis ist 2 Mk. 25 Pf., Materialwerth

40 Pf. Poser'scher Balsam von Ed. Groß in Breslau besteht nach Hager und Jakobsen aus Kampher, Ameisenspiritus, Saffrantinktur, Rosmarinöl und Kantharidentinktur (spanische Fliegen).

Ebenso werthlose Medikamente werden gegen Sicht angepriesen.

Der Sichtbalsam von Dr. C. Lavellet enthält Seife und spanische Fliegentinktur, Sichtbalsam von Apatheker Radig ist mit Birkentheer geschütteltes Rübböl oder Kienöl; Sichtbalsam von Seewald in Hochholz ist mit Schwefelsäure destillirtes Terpentinöl, kostet 1 Mk. 14 Pf., wäre aber schon mit 17 Pf. bezahlt. Sichtelixir von Joseph Gulielmo in Landau enthält Chininsulfat, Chloralhydrat und Spiritus mit Pomeranzenrindengrupp versetzt, kostet 8 Mk., viermal soviel als er Materialwerth besitzt. Das Sichtelixir von A. Herlikofer in Gmünd, „allen Sichtkranken eindringlichst empfohlen,“ enthält den giftigen Auszug der Zwiebel von Herbstzeitlose. Preis 5 Mk. 15 Pf., mit 34 Pf. wäre es reichlich bezahlt. Sichtöl von J. Egener und Frey in Mainz und Rotterdam besteht aus Petroleum und Terpentinöl mit Salmiakgeist. Das Sichtpflaster von Blau in Langenberg bei Gera verspricht Beseitigung aller giftigen und rheumatischen Zahn-, Genick-, Rücken-, Kreuz-, Brust-, Hüften- und Glieder Schmerzen, sowie des hartnäckigsten Magen- und Unterleibsleidens. Dieses wunderbare Heilmittel ist nach den Untersuchungen von Hager und Jakobsen weiter nichts als gewöhnliches Terpentinpflaster; für 8 Mk. bekommt man 8 handgroße Tafeln, auf der einen Seite grün, auf der andern Seite gelblich aussehend; der Terpentin ist nämlich auf Papier ausgebreitet, und mit den Terpentinflächen sind je zwei solcher Papiere an einander geklebt, von welchen das eine auf der Außenseite grün, das andere gelblich angestrichen und lackirt ist. Ob die verschieden gefärbten Seiten auch verschiedene Wirkung äußern sollen, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Der Materialwerth des Pflasters beträgt kaum 20 Pf. Eben solcher Schwindel von demselben Fabrikanten ist Sichtspritus, der aus Pfeffer, Kochsalz, Essig mit Rosmarin und Lavendel besteht. Die Sicht-Pillen von Partigue in Bordeaux enthalten gepulverten Herbstzeitloseamen, sind äußerst giftig und unverschämt theuer. 24 Stück kosten 8 Mk., ihr Werth beträgt 20 Pf. Das Sichtpulver von L. Wundram besteht aus Schwefel und Zucker. Die Sichtsälbe von L. Blüher in Plagwitz, ferner die von C. Püttmann in Köln, die Sälbe gegen Sicht und Rheuma von G. Kräß in Zeitz, der Sichts- und Rheumatismus-Spiritus von Dr. Hoffmann enthalten Terpentin oder Kienöl. Der Sicht und Krampf stillende Balsam von Lampert ist in Spiritus gelöste Seife, welche Thymian und andere riechende Oele enthält und mit Anilin roth gefärbt ist. Die Sichts- und Rheumatismus-Tropfen von Dr. Hoffmann bestehen aus Wein, der mit Herbstzeitlose versetzt ist; der Sichtwein von Müller in Koburg enthält Brechweinstein und Meerzwiebelauszug. Der Sichtliqueur von Dr. Lavellet in Paris wird aus spanischem Wein mit Koloquithenextrakt und Chinin bereitet, die Sichtpillen von demselben bestehen aus Judenkircheneextrakt (der früher als harntreibendes Mittel angewendet wurde), mit Wasserglas und Pflanzenpulver. Erwähnt sei auch die Sicht-Watte von Pattison, welche aus schlechter Watte durch Bestreichen einer durch Perubalsam oder Benzos parfümirten weingeistigen Tinktur des rothen Sandelholzes bereitet ist. Preis 50 Pf., Materialwerth 10 Pf. Die „aromatische Sichts-watte“ ist mit einer schwachen Theerauflösung bestrichen und mit rothem Lack gefärbt.

Am interessantesten ist das Mittel gegen Sicht und Rheumatismus von Kriete in Berlin, welches derselbe in einer gegen Einsendung von 3 Mk. überschickten 18 Seiten langen Broschüre mittheilt. Der frische Harn des Kranken soll in einem irdenen Topfe unter verschiedenen Manipulationen an einem Freitage 3 Stunden gekocht, hierauf die dabei gebrauchten Gegenstände unter gewissen Formlichkeiten in einem möglichst feuchten Keller stillschweigend vergraben werden. Es erinnert dieser Schwindel an die sympathetischen Kuren, mit denen bei allen Leiden, besonders aber bei Rheumatismus großer Unfug getrieben wird.

Ein weitverbreitetes Uebel, das Bandwurmliden, eröffnet den Kurpfuschern ein ersprießliches Feld der Thätigkeit. Den

Reklamen, in welchen sie ihre Heilmethode und Mittel anpreisen, schicken sie gewöhnlich eine Beschreibung der Symptome dieser Krankheit voraus, und in dem großen Register fehlt kaum ein Uebel, von welchem nicht ein jedes nur etwas unterleibsleidende Menschenkind geplagt wird. Durch Uebertreibung der schlimmen Folgen dieser Krankheit suchen sie das Publikum ängstlich und für den Kauf ihrer Medikamente empfänglich zu machen. Nun ist es ja allerdings richtig, daß der Bandwurm resp. die Bandwürmer — denn wir können von drei verschiedenen Arten geplagt werden — eine ungeheure Verbreitung besitzen, es ist auch wünschenswerth, sich von diesen Unholden zu befreien, da sie keineswegs vortheilhaft für ihren Herbergsvater und Wirth sind, aber die Marktschreier sind nicht im Besitz irgend eines Mittels, das nicht jeder Arzt gleichfalls kennt und wenn nöthig verordnet, nur mit dem Unterschiede, daß jene Herren die üblich hohen Preise fordern. Das Bandwurmliden hat deswegen eine so große Verbreitung, weil die Gefahr einer Ansteckung sehr nahe liegt. Der Genuß von rohem Schweine- und Rirchfleisch kann stets den Krankheitskeim zuführen, indem aus den in diesen Thieren sich vorfindenden Finnen im menschlichen Körper sich der Bandwurm entwickelt. Die Arzneiwissenschaft sucht durch abtreibende Mittel zu wirken; auch gelungen kann man jedoch die Kur nur betrachten, wenn auch der sog. Kopf mit abgeht, da sonst dieser weiterlebend neue Glieder erzeugt und so nach kurzer Zeit das Leiden seinen alten Zustand erreicht. Die nöthigen Medikamente wird jeder Arzt verschreiben und auch die für das Gelingen der Kur wichtigen Diätregeln angeben. Großen Ruf genießt der ätherische Extrakt der Farnkrautwurzel (Wurmfarn, *Aspidium felix mas*), der bei uns in Deutschland heimisch ist, ein seit langer Zeit bewährtes Mittel, dessen Wirksamkeit jedoch sehr davon abhängt, daß der Auszug frisch aus nicht zu alten Wurzeln bereitet wurde, da sonst sein Werth sehr zweifelhaft wird. Seit dem Alterthum als Wurmmittel bekannt ist die Granatwurzelrinde von *Punica granatum*, einem in der wärmeren Zone heimischen Baume. Neuerdings wendet man mit Erfolg das Kuffo an; es sind dies die ausgewachsenen weiblichen Blüthen des Kuffobaumes, *Brayera anthelmintica*, welcher in Abyssinien wächst und dort seit langer Zeit bei Menschen und Schafen gegen den Bandwurm angewendet wird. Es scheint dies das wirksamste Mittel zu sein und wird in der Regel gepulvert und mit Wasser angerührt gegeben. Zwei Dosen von je 5 Gramm in $\frac{1}{2}$ oder 1 Stunde gereicht, treiben gewöhnlich den Bandwurm mit Kopf ab. Die unentwickelten weiblichen und die männlichen Blüthen sind wenig wirksam; es bietet dies vielleicht eine Erklärung, warum auch dieses Medikament mitunter nicht anschlügt. Alle Geheimmittel bestehen aus diesen Drogen und die herumziehenden sogenannten Bandwurmdoktoren geben auch nichts anderes. Jeder Apotheker liefert sie frisch und gut, während die Beutelschneider auch durch schlechte Waare zu pressen versuchen werden. Dr. Stoy in Wien annouciert ein Bandwurmmittel; gegen Einsendung von 15 Mk. (eine etwas sehr hohe Tage) empfiehlt er brieflich Kuffo, und wenn dieses noch nicht hilft, Granatwurzelrinde. Bloch in Wien gibt einen starken Auszug aus Granatwurzelrinde, C. Jakoby in Berlin liefert für 6 Mk. 20 gr. Kuffopulver, welche 60 Pf. Werth besitzen. Direktor Mix in Berlin gibt eine Flasche mit etwas Chininsulfat und 12 Kuffopulver für 4 Mk., Werth 1 Mk. Richard Mohrmann in Frankenberg gibt Farnwurzelextrakt mit Himbeersaft und Ricinusöl (um die abtreibende Wirkung nicht zum Vortheil des Leidenden zu verstärken). Preis 12 Mk., Werth 6 Mk. Mook in Berlin gibt Granatwurzelrinde mit Wurmfarnextrakt versetzt für 6 Mk., Werth $1\frac{1}{2}$ Mk. Die Bandwurm-Pillen von Laffon bestehen aus dem Extrakt verschiedener Farnkrautwurzeln und der Moschus-schafgarbe, sowie dem Pulver der Blüthen von *Arnica Doronicum*. (Die Beimengungen sind für die Wirkungen unwesentlich und nur des Geschmacks halber zugesetzt). 120 Pillen kosten 9 Mk., wären aber schon mit 60 Pf. bezahlt. Die Pillen von Wittstein angegebenen Geheimmitteln ist nur ein direkt schädlicher Betrug, nämlich das von C. Karig in Berlin, das von Schädler, Hager und Jakobsen untersucht ist und aus Milchzucker, Zimmetkassia und schwarzem Kupferoxyd besteht. 24 Pulver kosten 3 Mk., Materialwerth 1 Mk. 20 Pf. —

(Schluß folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Die kleine Bertha ist kränker geworden. Sie hatte mich zu sich gerufen. Sie fieberte. Ich hatte zu einem Arzte geschickt. Die Mutter vergnügt sich. Sie hält die Trauerwochen! Das Kind streckt mir die Händchen entgegen und lächelt. Der Doktor kam gegen 10 Uhr. Sein Urtheil ist ungünstig. Der zarten Konstitution des Kindes traute er nichts zu. Er verschrieb etwas, gab seine Instruktionen und ging. —

Des Kindes Krankheit erregt im Hause lebhaftes Bedauern. Die Frauen sind geschäftig. Man spricht der Mutter harte Worte nach. — Ich will an das Krankenbett. —

Der Doktor war wieder da, als ich ins Zimmer trat. Frau Trosten, noch im Promenadenanzug, ging jammern in ihrem Zimmer umher. — „Sie können weiter nichts, als durch Ihr sinnloses Geklär die nöthige Ruhe stören,“ sagte der Arzt barsch. „Seien Sie auf alles gefaßt!“ — Ich sah traurig drein; das Kind that mir leid, sehr leid; ich beugte mich über sein Bett und lauschte auf seinen Athem. Es bewegte sich, sah mich sonderbar an, wandte sich auf die andere Seite und — war todt. — Leise trat ich beiseit, gab dem Arzt ein Zeichen und ging wehmüthig in meine Wohnung hinauf. Hier sitze ich nun und denke darüber nach, wie es wohl gut sein könnte, daß das Kind so früh gestorben, und daß ihm vielleicht eine Menge Trauer und Glend erpart und die Möglichkeit abgeschnitten ist, sittlich zu verkommen! — Der Mensch ist härter als ein Stein, heißt ein Sprüchwort, aber zerbrechlicher als ein Ei! Von unten herauf hör' ich es jammern und höre die Thüren schlagen. Die Mutter rauft sich gewiß die Haare und lamentirt, sei sie die unglücklichste Frau unter der Sonne. Morgen wird ihr Schmerz wohl schon veriraucht sein: Von neuem bewahrheitet sich die Erfahrung, daß der Schmerz und die Liebe dort am größten sind, wo sie am wenigsten Gerede von sich machen! — Bin ich denn verurtheilt, nur Böses zu sehen und Unangenehmes zu erleiden? Wäre ich nur erst fort! Gleichviel an welchem Ort, nur nicht bleiben müssen! —

Louise Bürger war auch auf dem Kirchhofe. Wir haben das Kind tief trauernd zu Grabe gebracht. Viele dachten wohl wie ich, wenn auch in anderm Sinne, denn ich hörte hier und dort auf dem Heimweg sagen: „Wer weiß, wozu es gut war.“ Louise war ernst, und ehe wir vor unserem Hause waren, sagte sie halb scherzend: „Wer heute von uns zuerst stolpert, der folgt der kleinen Bertha zuerst nach.“ — „Thorheit, mein liebes Fräulein,“ rief ich. „Das ist Aberglaube!“ Indem ich dies sagte, schritt sie die Haustreppe hinauf, trat fehl und wäre beinahe gefallen, wenn ich ihr nicht schnell zu Hülfe gekommen sein würde. Sie dankte mir mit einigen hastigen Worten und mich groß ansehend, als wollte sie sagen: Ich bin der erste! ging sie bleich die Treppen hinauf. — „An Ihrem Hochzeitstage werde ich Sie an Ihren Aberglauben erinnern, Fräulein Bürger,“ rief ich lachend und hinterdreingehend. — Da habe ich also wieder einen Grund zu sagen: So sind die Frauen! Und gewiß wird nach tausend Jahren derselbe Satz in seiner jetzigen Bedeutung Geltung haben! —

Um mich zu zerstreuen und mein Gemüth zu erheitern, besuchte ich Kroll's Garten. Es war viel Volk da. Aus allen Ländern, in vielen Zungen redend, in verschiedenen Aufzügen, oft drollig durch seinen Pomp, oft anekdotisch durch Fragenshaftigkeit und Unnatürlichkeit im Außern noch mehr als im Benehmen. — Ich saß an einem Tisch, von wo aus ich die Promenirenden gut Revue passiren lassen konnte. Neben an saß eine junge Dame, ungefähr 17 Jahre alt, von bestrickender Schönheit. Das Gesicht werde ich nie vergessen. Ich mußte sie unwillkürlich anschauen. Nach einer Weile gestellte sich zu ihr eine beleibte Dame, der ich schon von weitem aus den Hügen das Gewerbe ansah. Sie sprach mit dem Mädchen vertraulich, lachte dabei und machte einige frivole Späße. Die Angeredete antwortete zwar nicht darauf, doch ließ sie um den Mund bisweilen ein feines graziozes Lächeln spielen, das ihr wunderbar schön stand und den Verdacht Lügen zu strafen schien, sie sei auch eine von den „Schiffbrüchigen des Lebens.“ — Ich täuschte mich. — Die beiden saßen kaum einige Minuten, so umschwärmte sie ein halb Duzend jener Gestalten, deren Gedanken nur auf galante Aben-

teuer gerichtet sind. — Mir ward es klar. Die beleibte Person war die Führerin jener Schiffbrüchigen! — Das junge Kind, so schön, so jung und doch verloren! — Mein Kopf mochte den Gedanken nicht fassen; ich ballte die Faust, klopfte heftig nach dem Kellner, um ihm das Getränk zu bezahlen, und indem sich alles infolge des Geräusches nach mir umwandte, erhob ich mich, warf einen bedeutamen Blick nach der jungen Dame und sprach laut: „Wirklich traurig — traurig!“ Im Vorbeigehen sah ich die Schöne erblicken und nach mir bittend aufschauen. In meiner Aufregung beachtete ich dies jedoch nicht. Es fiel mir erst bei, als ich eine Strecke gelaufen. Als ich den Garten wieder betrat, fand ich sie nicht mehr. Sie war verschwunden. —

Heure Seele! Wußte ich es doch, daß Du Dich beeilen würdest auszurufen: Komm an meine Brust, lieber Bruder! Sei mein Gast und finde bei mir die Stätte der Erholung! — Ich war davon überzeugt, sowie man davon überzeugt ist, daß der Regen auf die Erde fällt, und in diesem Augenblick, wo ich auf die mir so lieben Schriftzüge schaue, schlägt mein Herz dem Deinigen entgegen mit aller Macht treuer Freundschaft! — Ich war in Potsdam. Die reizende Umgebung, die tiefblauen Seen mit ihren Inseln und Schlössern, die Lustgänge, kurz alles Sehenswürdigste hatte mich gefesselt und ruhiger gestimmt. Ueber meine Seele floß es an diesem Tage, wie ein leiser, voller, schöner Afford über eine Harze streicht. Ich konnte nicht sagen, daß mich der Anblick aller jener Schönheiten heiter und fröhlich gezaubert hätte. Nein, ich lebte mehr nach innen, ich ging mehr träumerisch umher; und als ich mich auf einem Rahn schaukelte, rings umher an den Ufern in der Ferne das saftige Grün mir entgegenlachte, als ich so ganz allein mitten in einem idyllischen Schauspiel stand, da tauchte vergangenes wieder auf, die Zukunft trat grüßend und ermunternd auf mich zu, die Hoffnung weckend, wie das Liebesglück aus Mädchens Auge, und die Gegenwart versank und entwandte sich meinen Gedanken. — Ich werde mich nach diesem Ort begeben. Dort bin ich niemand unbequem, dort stört niemand meine Ruhe, dort tritt kein großes Bedürfnis an mich heran und alles, was ich an meiner geistigen Ausbildung während des letzten Jahres verabsäumt, kann ich so in friedlicher Beschaulichkeit nachholen. Eine Frau, mit der ich sprach, hat mir einen Aufenthalt zugewiesen: bei lieben Leuten, einfach und grad wie ich! — Sei nicht böse, wenn ich Dich so am Narrenseil geführt habe. Aber ich weiß, daß Du nicht zürnen wirst, wenn ich ein Plätzchen vorziehe, wo ich die Gewähr völliger Harmonie haben werde. Ich werde von dort aus Dich reichlich mit Mittheilungen bedenken, und war bisher mein Tagebuch nie außer Gebrauch, so werde ich dann meine ganze Muße auf unsern Briefwechsel verlegen. Sei gefaßt auf unzählige Fragen, unzählige Erörterungen. Wenn ich bisher so eifrig darob geschwiegen, so drängt es mich jetzt, sie anzusprechen. — Der Löwe wird erwachen und der Löwe wird brüllen! — O, ich armer Gesell! —

Aus dem Tagebuch.

Der Heldentenor hatte recht. Acht Wochen Urlaub! In vierzehn Tagen schüttelte ich den Bureaufaub von meinen Schultern oder besser von meiner Lunge, denn bis dahin werde ich alle meine Beziehungen gelöst haben. Meine Wirthin war sehr betrübt, als ich ihr den bestimmten Bescheid mittheilte. Heute abend war ich in der Lage, ihr einen Ersatzmann für meine Wohnung zu bringen, der sich meinerwegen dem Wechsel unterziehen will. Da war die gute Frau munterer, und nachdem sie erfahren, daß sie sogar an Miethbetrag etwas mehr bekommen werde, war ihre alte Laune wieder aus den Wolken des Unmuths hervorgebrochen. — Die meisten Menschen lieben ihren Mitmenschen nur solange, als sie ihrem Egoismus dienen. Ist dieser bedroht, so wechseln sie die Gefühle und an Stelle früherer Freundschaft tritt Apathie! — Diese Behauptung fand in vorliegendem Falle ihre volle Bestätigung. —

Die kleine Bertha soll einen Grabstein bekommen. Ich habe ein Sprüchlein dafür verfaßt. So klein es auch ist, spricht es doch zum Herzen und Frau Trosten war sichtlich bewegt, da sie es las. Auch die frivolen Herzen kann man packen. Aber nur für Augenblicke! — Das ist bitter. (Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. A. Traußl.

(Fortsetzung.)

Welchen Erfolg birgt die Erforschung des nord-sibirischen Meeres für praktische Handelszwecke?

Der bedeutendste und nächste Erfolg der Nordenstjöld'schen Erforschung liegt in der Eröffnung des Seeweges zwischen Europa und den großen sibirischen Stromgebieten. Ob, Jenisei und Lena umspannen mit ihren Quellen und Nebenflüssen ein ungeheures und zum Theil sehr fruchtbares Land von 146,000 Quadratmeilen. Ist auch die Produktionsfähigkeit noch eine geringe, so hat dies bisher wesentlich an dem Mangel an Absatz gelegen, und sie wird sich heben, wenn ein solcher sich findet. Nordenstjöld's erster Ausflug nach dem Ob und Jenisei im Jahre 1875 hat schon eine sich alljährlich erneuernde Handelsverbindung nach diesen Strömen hervorgerufen. Jetzt steht der Ausdehnung bis zur Lena und Kolyma nichts mehr im Wege. Weiter nach Osten hin wird der Pelzhandel einen ganz neuen Aufschwung gewinnen. Jetzt wandern Biber- und andere Felle aus dem fernsten Osten Sibiriens, sowie aus dem Norden Amerikas bei den wilden Eingeborenen von einer Hand zur andern. Das erhöht ihren Preis, bis sie nach Jertib auf russischen Boden gelangen, recht erheblich. Der Seeverkehr muß das Verhältnis vollständig umgestalten. Die Tschuktischen fristen ihr Dasein zum großen Theile noch mit Stein- und Knochengeschäften. Nordenstjöld führt eine lange Reihe von ganz billigen Tauchartikeln an, welche für sie großen Werth besitzen. Er hält die Reise für vollständig sicher, sobald man die nördlichen Meere nur erst besser kennt. Nach dem Ob waren im eben verfloßenen Jahre vier englische, zwei deutsche, zwei schwedische Schiffe unterwegs. Freilich fanden sie alle drei Zugänge zum karischen Meere vom Eis versperrt und kehrten um, bis auf den deutschen Dampfer „Luise“, welcher, auf günstigere Eisverhältnisse wartend, blieb. Es gelang ihm in der Folge auch, die Reise fortzusetzen, da das karische Meer selbst eisfrei war. Sind erst einmal die projektirten circumpolaren Beobachtungsstationen errichtet, so können solche ungünstige Perioden vermieden werden, die in Strömungs- oder Windverhältnissen ihre Ursache haben.

Auch die Wissenschaft, zumal die ethnographische Forschung, wird reiche Ausbeute in den neueröffneten Gebieten finden. Vom höchsten Interesse sind die Mittheilungen über das merkwürdige, in seinen Eigenarten an die Mongolen, an grönländische Eskimos und auch an die Indianer Nordamerikas erinnernde Volk der Tschuktischen. Nicht minder verdienen die Nachrichten über das von ihnen einstmalig verjagte Volk der Unkilon, dessen alte Wohnplätze und Opferstätten, die Aufmerksamkeit der Forscher. Jenes Volk soll, nach den Ueberlieferungen der Eingeborenen, vor seinen Drängern weiter nach Norden auf ferne Inseln im Eismeere gewichen sein. Unkilon ist gleichbedeutend mit Ungtadlon (Küstenbewohner). Dieser Name bezeichnet in der Tschuktischen Sprache insbesondere einen Eskimostamm an der Anadyrbucht. Die Verdrängten sind also wohl Eskimos gewesen, die heute möglicherweise noch das bisher nie von einem weißen Manne betretene Wrangelland bevölkern.

Dann treten nach dieser Richtung hin die neusibirischen Inseln mit ihren reichen Lagern von Knochen, Thierüberresten aller Art und Mammothzähnen in den Vordergrund. Nordenstjöld mahnt zu schleunigem Beginn der Arbeit in jenen Gebieten. „Um die Landvertheilung am Schluß der Tertiärzeit zu erforschen, um näher die Rückgratsthiere kennen zu lernen, welche gleichzeitig mit dem ersten Auftreten der Menschen existirten“ sagt er, „um neue Beiträge zur Lösung der schwierigen Frage zu erhalten, wie es möglich für die Stammväter der Elefanten Indiens gewesen ist, in den Eisregionen Sibiriens zu leben, um die Gewächse und Seethiere des vormaligen geologischen Zeitraums in diesen Gegenden kennen zu lernen, um bessere Kenntnisse von der Beschaffenheit des sibirischen Eismeeres zu erhalten — eine Frage, welche jezt von wirklicher Bedeutung für die Schifffahrt zu werden scheint — sollte eine genaue wissenschaftliche Untersuchung aller derjenigen Inseln, welche nördlich des sibirischen Eismeeres liegen, sobald wie möglich vorgenommen werden.“ Resultatreicher, weiterer Forschung hat Nordenstjöld ein großes Feld eröffnet. Er selbst, der erst im 48. Lebensjahre steht, wird gewiß seine Aufgabe noch nicht als vollendet betrachten, und die Welt noch Manches von neuen, kühnen und glücklichen Expeditionen erfahren, die er unternehmen wird. Dafür spricht sein von Serdze Ramenoi den 31. Mai 1879 datirtes und an Sibiriatoff gerichtetes Schreiben: „Nach meiner Rückkehr gedenke ich mich ein Jahr mit der Herausgabe einer Schilderung der Reise der „Vega“ zu beschäftigen, alsdann aber wünsche ich die Untersuchungen des Eismeeres an der Küste von Sibirien mit dem Lenaflusse als Ausgangspunkt und den neusibirischen Inseln als Operationsbasis fortsetzen zu können. Eine solche Untersuchung ist von außerordentlicher Bedeutung für das Ziel, welches ich mir gesteckt habe, nämlich den nördlichen Theil Asiens vollständig der Schifffahrt zugänglich zu machen.“ Glück auf! Seitdem man die Erforschung unbekannter Himmelsstriche als hochwichtigen Faktor für die Entwicklung der Menschheit ansieht und die Kenntniß fremder Länder mindestens gleichwerthig neben die Kenntniß blutiger Kriege und trügerischer Friedensschlüsse stellt, ist auch die Sphäre der gedankenlosen Routine pedantischer Gelehrten erweitert worden. Auf diesem neugewonnenen Gebiete der Wissenschaft hat der Forscher Nordenstjöld seinen Gönnern Oskar Dickson, Alexei Sibiriatoff

und Gordon Bennet ein unvergänglich Denkmal errichtet. Möge ihre Opferwilligkeit dazu beitragen, daß die Erdkunde, bisher ein Vorrecht der Gelehrten, bald zum Gemeingut aller Gebildeten würde.

Die innerhalb des Polarkreises gelegenen Festlandsmassen Amerikas und die von ihnen abgetrennten Inseln, deren Küstengebiet der arktische Ozean bespült, gehören zur westlichen Polarregion.

Unter den Inseln nimmt Grönland den ersten Rang ein. Seine Westküste ist bis 82°30', seine Ostküste bis 77°30' erforscht worden; ob es sich noch weiter nach Norden erstreckt und als ununterbrochene Ländermasse oder in Gestalt eines Archipels mit dem nördlich von Sibirien gelegenen Wrangelland zusammenhängt, muß durch künftige Forschungen festgestellt werden; doch sprechen viele Thatsachen zu Gunsten dieser von Petermann befürworteten Hypothese. Sollte sie sich als wahr herausstellen, dann zerfiel der arktische Ozean in zwei getrennte Becken, ein östliches, welches die Nordküsten von Europa und Asien, sowie die der Inseln Spitzbergen, Nowaja Semlja, Neusibirien und Wrangelland bespült und durch die breite Meeresöffnung zwischen Norwegen und Grönland mit dem atlantischen Ozean, und ein westliches Becken an der Nordküste Amerikas, welches durch die Beringsstraße mit dem stillen Ozean, durch den Smithsund, Lancasterfund und andere Meerengen mit der Baffinsbai in Verbindung steht. Unsere Abhandlung soll die Erforschung des westlichen Beckens schildern. Seine Beschiffung ist viel schwieriger, wie die des von dem warmen Golfstrom berührten östlichen Beckens, weil nur ein wenig mächtiger Strom warmen Wassers durch die Beringsstraße in dasselbe bringt. Auch für die Abfuhr des während des Winters gebildeten Eises sind die Verhältnisse in dem abgeschlossenen westlichen Becken ungünstiger, wie in dem östlichen.

Der Leser möge uns nach Island, einer Insel des atlantischen Ozeans, unter dem 65. Grad nördlicher Breite gelegen, geleiten. Die Bewohner dieses Urheims germanischer Kultur sind von normännischer Abstammung und wurden im Jahr 795 zum Christenthum bekehrt. Daß schon vor Columbus im elften und zwölften Jahrhundert normännische Seefahrer von Island aus Grönland und die Küsten von Nordamerika besucht hatten, das ist eine historische ausgemachte Thatsache, durch das Zeugniß älterer und jüngerer Schriftsteller und durch authentische isländische Urkunden, die man in Kopenhagen gefunden, bestätigt.

Im Frühling des Jahres 986 fuhr Erich Rauda, d. h. Erich der Rothe, von Island nach Grönland und gründete daselbst an einem Ort, der nach ihm Eriksfjord hieß, eine Niederlassung. Unter seinen Begleitern war Heriulf Varðson, der sich an einem Ort niederließ, welcher noch heute den Namen Heriulfssnes trägt. Sein Sohn Biarn, von einem Sturme verschlagen, sah die Küste von Nordamerika (vielleicht Labrador), doch ohne zu landen.

Erich's Sohn Breidde mit 25 Männern, worunter ein Deutscher, Namens Thyer, im Jahre 1000 Helluland (Labrador) und besuchte Markland (Neufundland) und Vinland (vielleicht Massachusetts oder Rhode Island).

Adam von Bremen (1076) berichtet uns von den Fahrten eines Bruders von Leif, Thorsine, und seines Weibes Gudrid nach Vinland.

Nach einem auf der Insel Ringistorfoak, nördlich von Upernivik, 1824 gefundenen Runenstein waren die Normänner Sighvatson, Thortharson und Oddson schon 1135 bis zu 72°55' nördlicher Breite vorgedrungen.

Andere mögen ein Jahrhundert später noch drei Breitengrade weiter nach Norden, bis in die Nähe des Lancasterfundes, gelangt sein.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts hört die Kunde von Grönland auf; die normännischen Kolonien erlitten in Verfall und Bergessenheit, die Ansiedler erlagen Seuchen und den Angriffen der Eskimo. Im Lauf der Zeit, als die Völker Europas für große Aufgaben reif wurden, hatte man das von den Normannen Entdeckte nochmals zu entdecken. Der Fischreichthum der Neufundlandbänke führte die Fischer aller seefahrenden Nationen dahin.

Den Weg wies ihnen im Jahre 1462 der Portugiese Gaspar Cortoreale.

Ob Christoph Columbus auf seiner stürmischen Fahrt von Bristol nach Island (1477) westwärts verschlagen wurde und die Küste von Grönland oder Nordamerika zu Gesicht bekam, ist nicht bekannt. Jedenfalls hörte er im Hafen von Reikiavik (Island) von der neuen Welt im Westen, die er, wie alle seine Zeitgenossen, für einen Theil von Asien hielt. Deshalb auch der heute noch gebräuchliche Name Westindien für die Inseln des karibischen Meeres. Der Erfolg des Columbus spornte die Thätigkeit der Seefahrer zur höchsten Kraftanstrengung und belebte die Hoffnung der Gelehrten, endlich die so sehnlich gewünschte nordwestliche Durchfahrt, als den kürzesten Weg nach Asien, zu finden.

Der Venetianer John Cabot und sein Sohn Sebastian segelten im Jahre 1497 unter englischer Flagge von Bristol nach Westen und entdeckten die Küste von Labrador.

1500 segelte Gaspar Cortoreale zum zweitenmale nach Neufundland und erreichte Grönlands südlichste Spitze, Kap Farewell. Im nächsten Jahr wiederholte er die Fahrt mit zwei Schiffen, verfolgte die amerikanische Küste nach Norden und raubte in Labrador 57 Eingeborene, welche ihm als Sklaven gutdünkten. Auf der Rückfahrt hatte die

Expedition einen Sturm zu bestehen; nur ein Schiff kehrte nach Lissabon zurück, das andere mit Cortoreale selbst blieb verschollen. Den Bruder zu suchen, segelte nun Niquel Cortoreale 1502 von Lissabon ab, kehrte aber auch nicht zurück. (Fortsetzung folgt.)

Elch im Kampf mit Wölfen. (Bild Seite 232 und 233.)

Unser Bild stellt einen Keden des Tierreichs, das Elch, im Kampfe mit seinen Feinden, den Wölfen, vor. Im Haushalt der Natur spielt es in Deutschland keine Rolle mehr, es ist eine Rarität, eine Ausnahme geworden, die das Gnadenbrot fürstlicher Tierfreunde verzehrt. Mit dem Verschwinden des Urwaldes ist das Elch in Deutschland unmöglich geworden. Ein Naturgesetz verurtheilt die Riesenthiere zum Tod und Untergang, während das Infsorium (das kleinste im Wasser lebende Wesen) unsterblich, unausrottbar ist. Dieses Gesetz ist werth, beachtet zu werden, denn es gilt auch in gewissem Betracht für das Große der Menschheit. Die drohenden Burgen und die mächtigen Klöster sind in Staub und Trümmer gesunken und aus den Hütten der mühseligen Leibeigenen sind unsere stolzen Städte emporgeblüht. Der Vortheil, den das Kleine vor dem Großen voraus hat, ist die Zahl. Das Elch (*Alces palmatus*) oder Elen (von dem slavischen Worte Jelen, der Hirsch, abgeleitet) ist ein gewaltiges Thier. Die Leiblänge eines erwachsenen Elchhirsches beträgt 2,6 bis 2,9 Meter, die Länge des Schwanzes ungefähr 10 Centimeter, die Höhe am Widerrist 1,9 Meter, am Kreuze einige Centimeter weniger. Sehr alte Thiere können ein Gewicht von 500 Kilogramm erreichen; als Durchschnittsgewicht müssen jedoch 3—400 Kilogramm betrachtet werden. Der Leib des Elch ist verhältnismäßig kurz und dick, breit an der Brust, hoch, fast höherig am Widerrist, gerade am Rücken, niedrig am Kreuze. Es ruht auf sehr hohen und starken Beinen von gleicher Länge, welche mit schmalen, geraden, tiefgespaltenen und durch eine ausdehnbare Bindegewebe vereinigten Hufen beschuht sind; die Hinterklauen berühren leicht den Boden. Auf dem kurzen, starken und kräftigen Halse sitzt der große, langgestreckte Kopf, welcher vor den Augen verschmälert ist und in eine lange, dicke, aufgetriebene, sehr breit nach vorn abgestubte Schnauze endet. Diese ist durch die knorpelige Nase und die den Unterkiefer weit überragende, dicke, sehr stark verlängerte, höchst bewegliche, gefurchte Oberlippe fast verunstaltet. Die kleinen und matten Augen liegen tief in den stark vortretenden Augenhöhlen; die Thränengruben sind unbedeutend. Große, lange, breite, aber zugespitzte Ohren stehen nach seitwärts gerichtet am Hinterkopfe, neigen sich aber oft schlotternd gegen einander. Das Geweih des erwachsenen Männchens besteht aus einer großen, einfachen, sehr ausgebreiteten, dreieckigen, platten, schaufelförmigen, gefurchten Krone, welche an ihrem äußeren Rande mit zahlreichen Zaden füslerförmig besetzt ist, und wird von kurzen, dicken, gerundeten mit wenigen Perlen besetzten Stangen getragen, welche auf kurzen Rosenstöden sitzen und sich zugleich seitlich biegen. Im Herbst bemerkt man beim jungen Boche da, wo das Geweih anfängt, einen dichten Haarwulst, im nächsten Frühjahr erhält er die Rosenstöcke, im zweiten einen etwa dreißig Centimeter langen Spieß, welcher erst im folgenden Winter abgeworfen wird. Allmählich zertheilt sich das Geweih mannigfaltiger. Im fünften Jahre entsteht eine flache Schaufel, verbreitert sich fortan und theilt sich an den Rändern in immer mehr Zaden, deren Anzahl bis in die zwanzig steigen kann. Das Geweih erreicht ein Gewicht von etwa zwanzig Kilogramm. Die Behaarung des Elen ist lang, dicht und straff. Sie besteht aus gekerbten, dünnen und brüchigen Grannen, unter denen kurze, feine Wollhaare sitzen; über die Stirne des Rudens zieht eine starke, sehr dicke, der Länge nach getheilte Mähne, welche sich gewissermaßen am Halse und an der Vorderbrust fortsetzt und bis 20 Centimeter lang wird. Sonderbarerweise sind die Bauchhaare von rückwärts nach vorn gerichtet. Die Färbung ist ein ziemlich gleichmäßiges Röthlichbraun, welches an der Mähne und den Kopfseiten in glänzendes Dunkschwarzbraun, an der Stirne ins Röthlichbraune und am Schwanzende ins Graue zieht; die Beine sind weißlichgrau, die Augenringe grau. Vom Oktober bis zum März ist die Färbung etwas heller, mehr mit Grau gemischt. Alle hier aufgezählten Merkmale trägt das Männchen. Das weibliche Elch ist ein wenig kleiner, trägt kein Geweih und hat längere und schmalere Hufe, sowie kürzere und wenig nach auswärts gerichtete Hinterklauen. Sein Kopf erinnert an den eines Elfs oder Maulthiers. Im Winterkleide unterscheidet sich das weibliche Elenthier vom Hirsche durch einen senkrecht gestellten, schmalen Streifen unter dem Freigenblatte. Das plumpe Geschöpf mit seinen Kälbern durchmisst Moräste, welche weder Mensch noch andere Thiere gefahrlos betreten könnten, mit Leichtigkeit. Sümpfe und Moore sind zum Gedeihen und Wohlbefinden des Elchwildes nothwendig, das sich hauptsächlich von den niedrigen Gebüschen der Weide und Zwergbirke ernährt, mit besonderer Lederhaftigkeit aber auch von den fleischigen Wurzeln einiger Wasserpflanzen, welche es tauchend gewinnen muß. Grafsend sich zu äßen, wie andere Hirsche thun, vermag es nicht, weil es die lange, schlotternde Oberlippe daran hindert; deshalb fabelten Julius Cäsar und Plinius, daß es rückwärts weiden müsse. Pausanias weiß, daß bloß das Männchen Hörner trägt, gesteht aber, nie eins gesehen zu haben. Erst Kaiser Aurelian ließ mehrere Exemplare nach Rom bringen, um mit den „hercynischen Hirschen“ seinen Triumphzug zu schmücken. Im Mittelalter wird das Thier oft erwähnt, namentlich auch

im Nibelungentiede, wo es unter dem Namen „Elch“ vorkommt. Wenn die Sage recht berichtet, wäre zu dieser Zeit das Elenthier durch ganz Deutschland bis zum äußersten Westen hin vorgekommen; denn grade bei der Beschreibung der Jagd Sigfrieds im Wasgau heißt es:

„Darnach schlug er wieder einen Wisent und einen Elch,
Starcker Auer viere und einen grimmen Schell.“

Die Zeiten sind vorüber: Auer und Schell sind vollkommen ausgestorben, Wisent und Elch sind nahe daran; der erstere existirt in einigen hundert Exemplaren im bialowiczer Wald auf russischem Boden, der letztere in 76 Exemplaren im ibenhorster Forst bei Memel. Abgesehen von diesen unter strengster Aufsicht stehenden Heerden findet man das Elch in den höheren Breiten aller walddreichen Länder Europas und Asiens. In unserm Erdtheil ist es auf die baltischen Niederungen, außer Ostpreußen also auf Litauen, Kur- und Livland, sowie auf Schweden und Norwegen und einige Strecken Großrusslands beschränkt. In Norwegen bewohnt es die östlichen Provinzen des Südens, in Schweden die daranstoßenden westlichen oder, mit anderen Worten, die ungeheuren Waldungen, welche das sogenannte Kjölengebirge bedecken, namentlich also Wermland, Dalecarlien, Herjedalen, Vesterdalen, Hedemarken, Gulbrandsdalen und Balderdalen. Weit häufiger als in Europa lebt das Elch in Asien. Es breitet sich hier über den ganzen Norden bis an den Amur aus und kommt überall vor, wo es große, ausgedehnte Wälder gibt, nach Norden hin, soweit der Baumwuchs reicht. Im Stromthale der Lena, am Beikassee, am Amur, in der Mongolei und in Tungusien hält es sich noch immer in ziemlicher Anzahl.

Dr. M. T.

Zur Geschichte des Klaviers.

Von allen Musikinstrumenten hat wohl keines soviel als die Verbreitung musikalischer Ausbildung in die weitesten Kreise beigetragen, als das Klavier; die Hauptursache dafür liegt wohl weniger in seiner Bedeutung als Konzertinstrument als in seiner Selbstständigkeit, welche es wie kein anderes außer der Orgel besitzt, und wodurch es sich mit unverhältnismäßiger Schnelligkeit seinen Platz in der Familie eroberte. Einige kurze Mittheilungen über die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte desselben dürften deshalb auch die Leser der Neuen Welt interessieren. Als Grundlage für alle Klavier-Saiteninstrumente betrachtet man das Monochord (Einsaiter), welches bereits bei den Griechen zur Anwendung gekommen sein soll. Es bestand aus einem zwei bis vier Fuß langen und etwa drei Zoll breiten Brettchen, auf welchem, auf einem beweglichen Stege ruhend, eine Saite gespannt war, die mit dem Finger angerissen, den Ton zum Gesang angab. Da man, um die verschiedensten Töne anzugeben, den Steg entsprechend verschieben mußte, was, wie leicht begreiflich, höchst mühselig war, so legte man bald mehrere im Ton verschiedene Saiten nebeneinander und brachte Holzleisten (Kasten), also eine Art Klaviatur, darunter an, auf denen sich Messing- oder Eisenstiften befanden, welche beim Niederdruck der Tasten die Saiten erklingen machten. Eine dem heutigen Klavier äußere Aehnlichkeit erhielt es aber erst, als man — um das 12. oder 13. Jahrhundert — die Saiten und Tasten auf zwanzig vermehrte und das Ganze mit einem Kasten umgeben hatte. Aus diesem entwidelte sich im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts das ziemlich vollkommene Klavichord. Gegenüber den, heute unter den verschiedensten Namen das Klavier vertretenden Instrumenten war freilich dies noch höchst unvollkommen. Töne, welche zwischen denen lagen, für welche die Saiten abgestimmt waren, konnten nur durch stärkeres Anschlagen der Stifte an die Saiten erzeugt werden, was einmal reinen Klang und dann auch öfteres Zerspringen der Saiten zur Folge hatte. Diesem Uebelstande half man dadurch ab, daß man jeder Saite an einer andern Stelle noch eine zweite Taste unterlegte und auch die Töne bald überhaupt vermehrte. Eine bedeutende Verbesserung erhielt es aber im Jahre 1725 durch den Organisten Daniel Faber zu Craihsheim im Ansbacherischen, welcher für die halben Töne eigene Saiten und zur Verstärkung des Tones jeder Saite noch eine zweite hinzufügte. Das Klavichord ruhte auf Füßen und hatte Tafelform, der Kasten war ungefähr sechs Fuß lang, nicht ganz zwei Fuß breit und sieben bis acht Zoll hoch. Neben ihm hatte sich aber bereits ein Konkurrent entwikelte, der aufrecht stehende Flügel, Klavicitherium genannt. Man nimmt an, daß es zu Beginn des 16. Jahrhunderts entstanden sei und zwar als Weiterentwicklung des Cymbal oder Hadebrett. Der Ton wurde bei diesem Instrument nicht durch Anschlagen, sondern durch Reiben der Saiten erzeugt, was dadurch geschah, daß man an Stelle der Messing- oder Eisenstiften Jüngelchen, anfangs aus Kielen von Rabensfedern, später aus Messing und zuletzt aus getrockneter Ochsenhaut oder Leder anbrachte. Verbessert wurde dieses Instrument namentlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; von den verschiedenen Arten der Veränderung wollen wir nur die Anbringung von Pauken und Trompeten nebst eines Klötenregisters erwähnen. Das wichtigste Entwicklungsmoment ist jedoch die Einrichtung eines Hammermechanismus, man streitet darüber, wem die Ehre dieser Erfindung gebühre; die einen behaupten, daß ein Paduaner Bartolomeo Cristofolini, die andern, daß der Organist Christof Gottlieb Schröter zu Nordhausen der Erfinder dieser Einrichtung sei. Veranlassung dazu mag das um 1690 von dem kurfürstlich polnischen Kammermusikus Pantaleon Hebenstreit erfundene Pantaleon, ein in der vergrößerten Form des Cymbals erbautes Instrument, dessen Saiten mittels frei

mit der Hand geführter Hämmer ange schlagen wurden, gegeben haben. Um 1716 soll auch bereits ein Franzose Namens Marius der Akademie der Wissenschaften zu Paris drei Modelle zu Hammerklavieren vorgelegt haben. Sei dem, wie ihm wolle, Schröter legte 1721 zwei verschiedene Modelle seines bereits 1717 erfundenen Instruments dem dresdener Hofe vor. Da er selbst mittellos war und auch nicht die erwartete Unterstützung erhielt, so mußte er die Ausführung dem königlich polnischen und dem kurfürstlich sächsischen Hof- und Landvorsteher Silbermann überlassen, welcher bereits im Jahre 1726, nachdem er den Schröterschen Mechanismus vervollkommen hatte, das erste Pianoforte fertigte. Der alte Flügel behauptete jedoch trotzdem noch das Feld, bis ein Schüler Silbermanns, Joh. Andreas Stein zu Augsburg, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts dem Instrument einen solchen Grad von Vollkommenheit verlieh, daß es sowohl das Klavier als auch den Kesselflügel für immer verdrängte. Verschiedene Verbesserungen, wie z. B. die von Lenker in Rudolstadt erfundene Dämpfung, ferner die Anwendung von blau angelauten Stahlsaiten, welche dem Rost größeren Widerstand leisten u. dgl. waren schon vorhergegangen.

(Schluß folgt.)

Der Einsturz der Taybrücke in Schottland. (Fortsetzung statt Schluß.) Der Würgengel des Jahres 1877 begann seine Arbeit bei Smyrna in Kleinasien. In der Ebene von Magnesia stürzte am Neujahrstag die Sardesbrücke unter einem Eisenbahnzuge zusammen. Die Katastrophe kostete 32 Menschen das Leben. Dann feierte er bis zum 17. Februar, an welchem Tage er in Rußland bei Koftow einen Bahnzug über den Damm hinunterwarf. Zahl der Todten und Verwundeten unbekannt. Auf der Station Gagny der französischen Ostbahn, unweit Paris, stieß am 5. März der von Paris kommende Kourierzug mit einem Güterzug zusammen. Vier Todte. Der am 15. März über den östlichen Theil Europas segende Sturm war Ursache eines Zusammenstoßes auf der Eisenbahn Waldenburg-Breslau und eines Brückeneinsturzes zwischen Woroneß und Koftow (Rußland). Nach der bisherigen Zusammenstellung von Leben und Güterverlust zu urtheilen, beansprucht Rußland die erste Rubrik der Unfallstabelle; am 5. April hat es schon wieder den Sturz eines Kourierzuges von einem Damm zwischen Dünaburg und Wilna, am 14. Mai eine Entgleisung bei Liman und Bht und am 18. Mai den Zusammenstoß eines Lastzuges mit einem Truppenzuge bei Pitesti zu verzeichnen. Nicht weit von Pitesti stürzte die Eisenbahnbrücke über die Muta (Rumänien) am 21. Mai mit zwölf Waggons in den Fluß. Mitten im Vorpiel des orientalischen Krieges hatte man gar keine Zeit, die Anzahl der Todten und Verwundeten festzustellen. Man sollte denken, Gebatter Tod, der „alle Hände voll“ im Orient zu thun hatte, würde den Decident mit seiner Thätigkeit verschonen, aber nichts von alledem. Er fand noch immer freie Augenbilde, um am 5. August einen Zug bei Großgerau (Darmstadt) und den andern am 10. zwischen Meßthal und Weichenhöhe (preussische Ostbahn) zur Entgleisung zu bringen und den üblichen Gewinn an Lebensverlust einzuhemeln. Tags drauf fand ein Zusammenstoß an der Märkisch-Polener Bahn bei Görzitz und auf der Linie Paris-Boulogne statt. Auch das bei Eisenbahnunfällen selten genannte Oesterreich hat den Sturz eines Zuges vom Damm auf der Pilsener-Briefener Bahn und eine Entgleisung bei Neu-Szöny zu verzeichnen. Am 24. September stieß bei Charow in Rußland ein Verwundeten-transport mit einem Güterzug zusammen. Anzahl der Todten, wie gewöhnlich, unbekannt. Der Oktober dieses Jahres ist unheilsvoller. Am 2. entgleiste bei Langenberg vor Kiesa der Leipzig-Dresdener Zug (fünf Waggons und die Lokomotive stürzten in den Kanal), am 4. wurden infolge einer Dammrutschung 6 Waggons der böhmischen Nordwestbahn zertrümmert und am 7. stürzten zwischen dem so oft genannten Woroneß und Koftow sieben Waggons mit tscherchessischen Gefangenen in den Don. Am 11. ist schon wieder ein Brückeneinsturz an der Berlin-Koblenzer Bahn bei Wessungen, am 18. eine Explosion beim Tunnelbau der Moselbahn und am 25. eine Entgleisung bei Liegnitz zu melden. Der letzte Tag dieses Schreckenmonates hat sogar zwei Zusammenstöße bei Valenciennes in Frankreich und auf der Nilbrücke zwischen Alexandrien und Kairo (Aegypten) aufzuweisen. Auch im November streckte die Sense des grimmen Schnitters Menschengarben hin. Am 10. ereignete sich bei Arnberg und bei Ostfisch, am 15. bei Hamm ein Eisenbahnunglück mit den üblichen Todten und Verwundeten. Am 21. stießen auf der Warschau-Wiener Bahn zwei Güterzüge mit solcher Behemung zusammen, daß 16 Wagen zertrümmert wurden; am selben Tage stürzte zwischen Vanger und Arnwich in Wales ein Postzug mit der zusammenbrechenden Brücke in den Fluß Allen hinab. Der Dezember war gnädig, er begnügte sich mit dem Leben von nur drei Arbeitern, welche bei einer Dynamitexplosion im Gotthardtunnel verunglückten.

Das Jahr 1878 debutirt mit einer brennenden Eisenbahnbrücke von Holz. Im nordamerikanischen Staat Konnetikut stürzten am 15. Januar bei der Station Farmington River drei Passagierwagen in den Fluß. Was nicht elend verbrannte, fand seinen Tod in den Wellen. Konstatirt wurden 15 Todte, das Fahrpersonal nicht mitgerechnet. Am 20. entgleiste bei der Station Lyschöthy (auf der Bahnlinie Brest-Grajewo) der mit dem Marstall des Kaisers von Rußland beladene Güterzug. Zwei Lokomotiven und 17 Waggons sammt den Bereitem und Pferden wurden zerschmettert. Nach den Gräueln des orientalischen Krieges schien selbst der Tod müde geworden, denn die nächste Entgleisung mit blutigem Ausgang datirt vom 2. März und hat sich auf der Mährisch-Schlesischen-Bahn zwischen Olmütz und Troppau begeben. Am selben Tage explodirte an der Nordseite des Gotthardtunnel eine Mine, welche zwei Arbeiter tötete und zwei verwundete. Auf der Eisenbahnlinie zwischen Tours und Le Mans wurde in der Nacht zum 31. März die Brücke von Verman von dem durch Regengüsse geschwollenen Bach fortgerissen. Eine Lokomotive mit 18 Waggons eines Güterzuges und das Fahrpersonal ist in der reißenden Fluth verschwunden. Nach einer längeren Pause entgleiste am 26. Mai ein Schnellzug der Westfälischen Eisenbahn zwischen Altenbeden und Driburg. Drei Tode. Damit Rußland nicht aus der Uebung kommt, hat sich auf der Odesaer Eisenbahn in der Nacht zum 30. Mai ein schweres Unglück zugetragen. Ein Arbeitszug stieß mit einer ihm entgegenkommenden Lokomotive zusammen. Das Resultat war ein Trümmerhaufen von Waggons, unter welchem 16 Menschen begraben lagen. Am 28. Juni stürzte ein im Bau begriffener Tunnel bei Schwelm auf der Düsseldorf-Hörder Bahn ein und verschüttete sieben Arbeiter. Am 1. Juli entgleiste infolge eines Felssturzes ein Eisenbahnzug zwischen Lyon und Genf und fiel über die Böschung herab. Der von Wien am 11. Juli abends abgelassene Kourierzug stieß gegen 1 Uhr morgens in der Station Wels infolge unrichtiger Weichenstellung auf einen mit Schlachtvieh beladenen Güterzug. Der Anprall war furchtbar. Die Maschine hat sich durch die Güterwagen hindurch in die Viehrampe festgerannt, die Wagen wurden zum größten Theil zertrümmert. Lokomotivführer und Heizer wurden durch den ausströmenden Dampf vollständig verbrüht. Bei einem am 13. Juli auf der Brester Bahn zwischen Vitre und Chateaubourg vorgekommenen Eisenbahnunglück wurden fünf Personen getödtet und zehn verwundet. Am 26. Juli stürzte bei Augsburg der erste Pfeiler der über den Lech führenden Eisenbahnbrücke ein. Menschen kamen dabei nicht zu Schaden. Destomehr Opfer forderte eine zu Fratzei in Rumänien am 7. August stattgefundene Dynamitexplosion. Russische Soldaten befrachteten dort einen Eisenbahnwagen mit Kisten voll Dynamit, als eine dieser Kisten zur Erde fiel und explodirte. Die Wirkung war schrecklich. 15 Soldaten wurden getödtet, 31 verwundet, die Eisenbahnstation wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt, und sechs Eisenbahnwagen sind in Atome zerplüthert worden. Am selben Tage stieß der Pittsburg-St. Louis Schnellzug (Amerika) mit einem Frachtzug zusammen. 15 Menschen todt, 50 verwundet. Am 31. ein ähnlicher Eisenbahnunfall zwischen Chatham und Dover. 5 Menschen todt, 50 verwundet. Mitte September wieder einmal eine Dynamitexplosion im Gotthardtunnel und zwar die erste. Zwei Arbeiter todt, fünf verwundet. Die zweite Hälfte des Monats bietet eine ununterbrochene Reihenfolge von Bahnunfällen. Am 24. entgleiste der Wien-Pariser Schnellzug, acht Wagen zertrümmert, zur selben Zeit stürzte die eiserne Brücke bei Niramont zusammen; Tags darauf eine furchtbare Explosion im Gotthardtunnel und zwei Entgleisungen, die eine bei Webra, die andere bei Unterdrauburg. Im Oktober arbeitet der Tod immer im Großen. Gleich im Anfange dieses Unglücksmondes, am 3., spielte sich auf der so oft genannten Boronisch-Kostower Bahn eine entsetzliche Katastrophe ab. Militär- und Güterzug stießen zusammen, wobei 16 Waggons zertrümmert wurden. Diesmal erfahren wir wenigstens, wieviel Offiziere und Aerzte das Leben eingebüßt haben, nämlich von jeder Sorte zwei. Die Amerikaner sind in der Aufnahme der Todtenlisten gewissenhafter. Sie melden uns, daß bei dem Zusammenstoß vom 9. zwischen Silverlake und Poston 25 Menschen getödtet und 150 verwundet worden sind. Am 11. entzündete sich der Petroleuminhalt eines Güterzuges bei der englischen Station Dunfermline. Der Zug verbrannte. Am 19. meldet man schon wieder 12 Todte und 40 Verwundete infolge eines Zusammenstoßes bei Pontypriord in Wales. Im November ist nur ein Unfall und zwar am 25. auf der ungarischen Staatsbahn zwischen Hatwan und Kolos zu vermelden, wobei zwölf aus Bosnien eben heimgekehrte Reservisten schwer verwundet wurden. Am 11. Dezember figurirt schon wieder die Kostower Bahn auf der Unfallstabelle. Infolge verfaulten Schwellen entgleiste ein Militärzug. Die Zahl der Verwundeten übersteigt 200.

(Schluß folgt.)

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Das neue Recht im neuen Reich, von F. D. (IV.). — Der Geheimmittelschwindel, von Emanuel W. (Fortsetzung). — Zrefahrten von L. Rosenbergs (Fortsetzung). — Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Krauß (Fortsetzung). — Eich im Kampf mit Wölfen (mit Illustration). — Der Einsturz der Taybrücke in Schottland (Fortsetzung). — Zur Geschichte des Klaviers.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.